

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Pulverfass Nahost

Wie Muslime und Juden mit dem Konflikt umgehen

Teaser Oberzeile

Teaser Unterzeile

Mario Botta

Warum der Tessiner Architekt träumt, ein Kloster zu entwerfen



Wie wir die Erde
mehr lieben können

Liebe Leserin, lieber Leser,



Sich für Ökologie und Feminismus im Verbund einzusetzen macht Sinn, denn Ökofeministinnen kämpfen gleichermaßen gegen das Patriarchat und die Zerstörung unseres Planeten. Der Gedanke, dass die Unterdrückung der Frauen und der Natur Hand in Hand geht, ist nicht neu, gewinnt aber aktuell wieder an Bedeutung. Doris Strahm stellt eine lang vergessene, brandaktuelle feministische Tradition und ihre ökofeministischen Thesen vor. Lesen Sie

mehr dazu ab Seite 6.

Die *Frauen*synode* organisierte unter dem Label »Wirtschaft ist Care – (K)ein Spaziergang« einen Streifzug durch Sursee und zeigte an fünfzehn Stationen auf, was Wirtschaft leisten kann. Dieser Rundgang mit Erläuterungen zu Beispielen aus dem konkreten Alltag sollte dazu animieren, am eigenen Wohnorten herauszufinden, wo Wirtschaft schon überall Care ist und wie sie an anderen Stellen wieder Care werden kann. Jacqueline Straub war dabei und berichtet. Seite 10/11.

Cristina Steinle hat nach dem Artikel in der letzten *aufbruch*-Ausgabe nochmals einige Zusatzfragen an Sr. Ariane Stöcklin und Pfr. Wilfried Dettling gestellt. Lesen Sie das eindrückliche Interview auf Seite 14/15.

Der Nahost-Konflikt nimmt kein Ende. Nach einer heftigen Eskalation im Mai herrscht nun Waffenruhe, doch die Lage in Israel und Palästina bleibt explosiv. Christian Urech geht auf Seite 52/53 der Frage nach, wie sich die Auseinandersetzung zwischen Israel und Palästina auf das Verhältnis der Juden und Muslime in der Schweiz auswirkt.

Zum Schluss noch eine Bemerkung in eigener Sache: Während fünf Jahren durfte ich als Co-Redaktorin des *aufbruch* meinen Beitrag an diesem wert- und sinnvollen Printmagazin leisten. Dies hat mir viel Freude bereitet, denn ich konnte Themen aufgreifen, die sonst in den Medien kaum Platz finden und so auch in der Öffentlichkeit kein Gehör finden. Dabei traf ich auf viele Menschen, die mich mit ihrem unermüdlichen Engagement für eine bessere Welt beeindruckt haben. Voll des Dankes bin ich auch für Sie, liebe Leserin, lieber Leser, die den *aufbruch* schätzen und treu begleiten. Meine Nachfolge übernimmt Islamwissenschaftlerin und Publizistin Amira Hafner-Al Jabaji. Die ehemalige Sternstunden-Moderatorin wird sich schwerpunktmässig um interreligiöse und interkulturelle Beiträge und Rubriken kümmern.

Ganz verabschieden möchte ich mich noch nicht von Ihnen, denn ich werde auch in Zukunft als freie Journalistin den einen oder anderen Beitrag im *aufbruch* beisteuern.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Stephanie Weiss

Stephanie Weiss
Redaktorin



Wie wir die Erde mehr lieben können.

Ökofeministische Theologien entwickeln neue lebens- und schöpfungszentrierte Entwürfe, die die Verbundenheit allen Lebens unterstreichen.

Seite 6

Schweiz

Leserreise Westtürkei 4

Mit Toni Bernet-Strahm interreligiös unterwegs in den Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

Aufgefallen 5

SOS Mediterranée springt in die Bresche

Theologien der Erde 6

Wie wir die Erde mehr lieben können. Ökofeministische Entwürfe setzen auf lebens- und schöpfungszentrierte Theologie

Care-Rundgang in Sursee 10

Ein Stationenweg der besonderen Art

In Bewegung 13

Eine Petitesse nach Art des Opus Dei

Seelsorge auf der Gasse 14

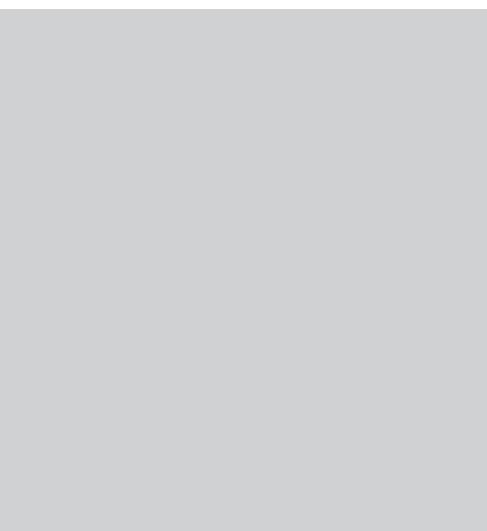
»Die Not verlangt konkretes Handeln«. Sr. Ariane Stöcklin und Pfarrer Karl Wolf geben Einblick in ihren «neuen» Alltag

Mikrosteuer-Initiative 50

»Wir wollen Licht ins Dunkel bringen«. Fragen an Mit-Initiant und Finanzprofessor Marc Chesney

Porträt 57

Wilfried Dettling SJ, der Begleiter



FOTOS: SÜDBECK-BAUR; ANAS BABAJAN; XXX; JINGO MUSTI

Pulverfass Nahost. Derzeit schweigen die Waffen in Palästina und Israel. Doch die Lage bleibt mit der neuen Regierung instabil. Welche Auswirkungen hat der Konflikt auf Juden und Muslime in der Schweiz? **Seite 52**

Teaser Titel. Teasertext skjfei saidhufeih ali-sudhfsadfas. **Seite XX**

Sakraler Kirchenbau. Wenn Mario Botta eine Kirche baut, wird alles aufs Wesentliche reduziert. Im aufbruch-Gespräch erzählt der preisgekrönte Architekt, warum er davon träumt, ein Kloster zu entwerfen. **Seite 58**

Politik & Gesellschaft

Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	

Religion & Kirchen

Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	

Rubrik
Text

Leben & Kultur

Rubrik	XX
Text	
Rubrik	XX
Text	
Rubrik	

XX	Schweiz	
XX	WertLos	49
	»Freiheit« aus der Sicht der Baha'i	
XX	Pulverfass Nahost	52
	Wie Juden und Muslime in der Schweiz mit dem Konflikt umgehen	
XX	Interreligiöse Agenda	54
XX	Carte Blanche	56
	Amira Hafner Al-Jabaji: Amen – Gebetsformel mit vier Buchstaben	
XX	Jenseits der Endlichkeit	58
	Architekt Mario Botta im Gespräch mit Wolf Südbeck-Baur	
XX	Lesen, Sehen, Hingehen	60

Immer

XX	Personen und Konflikte	12
XX	Gastkolumne	13
XX	Milch & Honig	55
	Frösche & Heuschrecken	55
	Agenda	61
	Betrachtung	62
	Impressum	63
	Vorsicht Satire	64

Eintauchen in unterschiedliche Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

noch Plätze frei

aufbruch-Kulturreise nach Kleinasien/
Westtürkei, 27. September bis 8. Oktober 2021
mit Dr. theol. Toni Bernet-Strahm



»Lasst uns nicht allein!«

Im Tagesanzeiger vom 29. Mai 2017 rief der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Europäer auf: »Lasst uns nicht allein!« Er hält es für falsch, aufgrund der aktuellen politischen Tendenzen die Türkei, ihre Kultur und deren kritischen Geister allein zu lassen.

Auch für uns Europäer ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass wesentliche Wurzeln unserer abendländischen Zivilisation und Kultur in der Türkei, in Kleinasien und Anatolien, entstanden sind. Von den Städten an der Westküste Kleinasiens aus hat zum Beispiel das Homerische Epos sich das übrige Griechenland erobert. Dort ist Philosophie als eigenständiges Fragen und Denken entstanden, denn Thales von Milet und die anderen sogenannten Vorsokratiker reflektierten schon damals über die elementaren Grundlagen der Natur. Noch früher, schon seit der Jungsteinzeit, wurden in Anatolien erste zivilisatorische Fortschritte gemacht und Städte gebaut, als es Europa noch nicht gab.

Auch das Christentum verbreitete sich von Palästina aus zuerst in verschiedenen Städten der Türkei, und nicht zu vergessen: Paulus, der erste Theologe, war ein »Türke«. Die *aufbruch*-Leserreise, die sich vornimmt, in antike Zivilisationen und Religionen einzutauchen, ist also gleichzeitig ein interkultureller bzw. interreligiöser Dialog. Und der Vorteil der Gruppe: Jede und jeder kann seine bisherigen Kompetenzen einbringen und miteinander erweitern. Ich freue mich, Sie dabei auf dieser Reise begleiten und mit einigen Impulsen zum Nachdenken und Austausch motivieren zu können. Dr. Toni Bernet-Strahm

Leistungen: Direktflug nach Izmir mit Sunexpress, Rückflug mit Turkish Airlines via Istanbul – Betreuung an den Flughäfen in Zürich und in der Türkei – CO-Kompensation Ihrer Flüge – Rundfahrt mit eigenem Bus gemäss Programm – Unterkunft in DZ mit Bad/WC in guten Mittelklasse-Hotels, Halbpension – alle Eintrittsgebühren, Taxen, Steuern – Reiseleitung durch Kenan Canak, deutsch sprechender örtlicher Reiseleiter – Begleitung, Vorträge und Workshops mit Dr. Toni Bernet-Strahm – Reisedokumentation – Trinkgelder für das Hotelpersonal

Kosten: Bei mindestens 15 Teilnehmenden: pro Person Fr. 2420 im DZ, bei mindestens 22 Teilnehmenden: 2290, EZ-Zuschlag: Fr. 345

aufbruch-Abonnent*innen erhalten einen Preisnachlass von Fr. 100

Anmeldung an: Dr. Toni Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern, Telefon 041 240 76 56, bernet.strahm@bluwin.ch. Anmeldeschluss: 15. August 2021. Bei der definitiven Anmeldung wird eine Anzahlung von Fr. 700 pro Person fällig. DIE LESERREISE FINDET SICHER STATT!

Reiseveranstalter: terra sancta tours ag, Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstr. 19, Bern, Tel. 031 991 76 89, info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch. Infoveranstaltung mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Samstag, 28. August 2021, 15.00–17.00 Uhr in Luzern.

Montag, 27. September bis Freitag, 8. Oktober 2021

1. Tag: Zürich – Izmir

Treffpunkt am Morgen im Flughafen Zürich, Abflug nach Izmir. Je nach Zeit besichtigen wir einige Höhepunkte der Stadt, wie die Hisar-Moschee oder die St. Polykarp-Kirche. Gemeinsames Abendessen.

2. Tag: Izmir – Sardes – Kusadasi

Wir fahren durch eine wunderschöne Landschaft nach Sardes (eine der 7 kleinasiatischen Gemeinden, an die in Apk 3, 1-6 ein Sendschreiben verfasst wurde). Dort schauen wir uns den Artemistempel, eine kleine byzantinische Kirche und die Synagoge an. Am späteren Nachmittag fahren wir zurück an die Küste, wo wir für die nächsten drei Nächte unser Hotel am Meer beziehen. Impuls unterwegs: Apokalyptische Literatur und die 7 Sendschreiben der Offenbarung des Johannes.

3. Tag: Kusadasi – Milet – Priene – Dydima – Kusadeasi

Fahrt zur antiken Stadt Priene (fantastische Lage, kleines Theater und Säulen eines Athena-Tempels), danach weiter nach Milet, damals die grösste der ionischen Städte (Antikes Theater, das 25 000 Menschen fasste, Skulpturen). In Dydima, einst die bedeutendste Orakelstätte nach Delphi, begegnen wir einem Apollotempel und dem Haupt der Medusa höchst persönlich. Nach unserer Rückkehr nach Kusadasi besteht die Möglichkeit, zu einem kleinen Bummel dem Meer entlang oder einem Bad im Meer. Eine zweite Nacht verbringen wir in Kusadasi. Impuls unterwegs: Thales von Milet und der Beginn der rationalen Erklärung der Welt.

4. Tag: Kusadasi – Ephesus – Selcuk – Kusadasi

Heute besuchen wir das antike Ephesus! Das riesige Theater, der Hadrianstempel, die Celsus Bibliothek, die Marienbasilika, in der Kirchengeschichte geschrieben wurde, sind ein absoluter Höhepunkt der Reise. Nachmittags fahren wir ins benachbarte Selcuk, wo wir zum einen einen Blick auf eines der antiken Weltwunder, den Artemistempel, werfen können, auch das Archäologische Museum und die Johannes-

basilika sind sehenswert. Fahrt zurück in unser Hotel am Meer in Kusadasi. Impuls unterwegs: Wie Ephesus das Christentum prägte (Paulus, Paulusschüler und ein wegweisendes Konzil).

5. Tag: Kusadasi – Määndertal – Hierapolis – Pamukkale

Wir verlassen die türkische Ägäis-Küste und fahren durch das Tal des Grossen Määnders (es wird deutlich, woher unser Wort »mäandern« stammt) Richtung Aphrodisias und Hierapolis, wiederum zwei alte Städte, die in griechischer Zeit grosse Bedeutung hatten. Unser heutiges Abendessen und die nächsten beiden Übernachtungen finden in Pamukkale statt, dessen Reiz sich dann am kommenden Tag voll entfalten wird. Impuls unterwegs: Die Funktion der Religion im Hellenismus

6. Tag: Pamukkale – Laodicea – Pamukkale

Ein eher ruhiger Tag in Laodicea, einst eine der grössten antiken Städte nach Ephesus in Anatolien. Mit einem Besuch in einer Teppichweberei machen wir Bekanntschaft mit einem traditionellen türkischen Handwerk, das in heutiger Zeit erneut grosse (auch gerade gesellschaftspolitische) Bedeutung erhalten hat. Pamukkale und sein Naturwunder lädt uns ein, ein Bad in den warmen Thermen zu nehmen. Abendessen und Übernachtung in Pamukkale, dem »Baumwollschloss«.

7. Tag: Pamukkale – Sagalassos – Catalhöyük – Konya

Sagalassos wurde in hellenistischer Zeit gegründet und nach einem Erdbeben im 7. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar blieb die Ruinenstadt danach unberührt und fast ungeplündert erhalten, obwohl Säulen-, Gebäudefragmente eine ausgedehnte, sehr wohlhabende antike Stadt signalisieren. Weiter geht's zum »Gabelhügel«, türkisch: Catalhöyük, dem »Paris der Steinzeit«. Die Blütezeit der Siedlung dort wurde um 7000 v. Chr. datiert – eine der wohl ältesten Siedlungen der Menschheit. Weiterfahrt nach Konya. Impuls unterwegs: Catal-



FOTO: BERNET STRAHM

Humanitärer Imperativ

Weil europäische Staaten ihre Verantwortung bei der Seenotrettung im Mittelmeer nicht wahrnehmen, müssen zivile Organisationen wie SOS Mediterranée in die Bresche springen

Von Cristina Steinle

»Die Anspannung für 572 Menschen auf der Ocean Viking wird unerträglich. (...) Obwohl die Ocean Viking fünf Mal bei den zuständigen Seebehörden um einen sicheren Hafen gebeten hat, erhalten wir keinerlei Informationen«, schreibt die Seenotrettungsorganisation SOS *Mediterranée* im Juli.

Seit 2014 sind im Mittelmeer über 22 000 Menschen ertrunken, Dunkelziffer unbekannt. Eine europäische Einigung über den Umgang mit den Geflüchteten konnte bis jetzt nicht erzielt werden. Als 2014 das italienische Seenotrettungsprogramm »Mare Nostrum« nach nur einem Jahr wieder eingestellt wurde, gründeten der ehemalige deutsche Kapitän Klaus Vogel und die französische Anthropologin Sophie Beau am Europatag 2015 den Verein SOS *Mediterranée*. Ihre Ziele: »Leben retten, schützen und begleiten, bezeugen.« Ausgebildete Seenotretter, darunter auch Schweizer*innen, sind mit dem Rettungsschiff Ocean Viking und dessen Vorgänger Aquarius vor der libyschen Küste im Einsatz. Seit der Gründung haben sie 33 519 Menschen in Not gerettet. Unterdessen hat die Organisation Teams in Italien und der Schweiz. Warum muss sich das Binnenland Schweiz an der Seenotrettung beteiligen? Chiara Schwerzmann, Projektmitarbeiterin von SOS *Mediterranée Schweiz*, erklärt: »Als Mitglied des Schengen-Raums sollte sich auch die Schweiz an der Errichtung eines Ausschiffungsmechanismus von aus Seenot geretteten Menschen beteiligen und seine humanitäre Tradition weiterführen, indem sie sich für die rechtliche sowie moralische Pflicht der Hilfeleistung auf See und der Ausschiffung Geretteter an einem sicheren Ort einsetzt.« Das UN-Hochkommissariat für Flüchtlinge UNHCR betont: »Die Rettung auf See ist ein humanitärer Imperativ und eine Verpflichtung nach dem Völkerrecht.« Im Mai wurde der Autor und Publizist Roger de Weck in den Vorstand des Ver-



FOTO: FAVILIO CASPERINI/SOS MEDITERRANÉE

Gerettet. 572 Bootsflüchtlinge werden von SOS Mediterranée im Juli im Mittelmeer geborgen

eins gewählt. Schwerzmann erklärt: »Für SOS *Mediterranée Schweiz* ist dies eine grosse Chance. Roger de Wecks Unterstützung wird mehr Licht auf die humanitäre Notlage im Mittelmeer werfen und uns dabei helfen, mehr Menschen in der Schweiz für dieses Thema zu sensibilisieren.« Das Bezeugen der Krise im Mittelmeer ist eines der Hauptziele von SOS *Mediterranée*, »denn ohne Zeugen, die die humanitäre Lage im Mittelmeer dokumentieren, laufen wir Gefahr, dass es zu einer Zone der Rechtlosigkeit wird.« Und Roger de Wecker ergänzt: »Mir geht es darum, einen kleinen Beitrag zu leisten, dass Mitmenschen im Mittelmeer nicht ertrinken. Diese Menschen haben keine Wahl, wenn sie den libyschen Internierungslagern entkommen wollen. Dort werden sie gefoltert und vergewaltigt. Mühe bereitet mir jener Zynismus, der bewusst das Mitgefühl schlechtmacht und so weit geht zu insinuieren, man solle Geflüchtete ertrinken lassen, denn das schreckt andere Geflüchtete ab.« Zahlreiche Studien widerlegen den Zusammenhang der Präsenz von Rettungsschiffen mit der Anzahl geflüchteter Menschen. Roger de Weck möchte seine Erfahrung in Kultur, akademischer Welt und Öffentlichkeit einbringen und – sofern er sich ganz konkret nützlich machen könne – auch einmal an Bord der Ocean Viking gehen. »Um unser Ziel zu erreichen, als Seenotrettungsorganisation überflüssig zu werden, braucht es das, was im Titel Ihrer Zeitschrift steht: einen Aufbruch, einen Neubeginn in der Organisation der Seenotrettung.«

höyük, Zeugnis einer Mutterreligion in der Jungsteinzeit.

8. Tag: Konya

Konya ist die Heimat des Sufismus, einer islamisch-spirituellen Bewegung, deren hervorragendster Vertreter Rumi (1207-1273) ist. Seine Gedichte sind sehr beeindruckend. Wir werden vermutlich Gelegenheit haben, mit einer Nachfahrin dieses wichtigen Mystikers ins Gespräch zu kommen. Besuch des Sufi-Museum »Mevlana« sowie Rumis Mausoleum. Danach Zeit zur freien Verfügung. Nachtessen und Übernachtung in Konya.

9. Tag: Konya – Ankara

Fahrt durch die anatolische Hochebene nach Ankara. Abendessen im Hotel.

10. Tag: Ankara – Hattusa – Yazılıkaya – Ankara

Yazılıkaya (»beschriebener Fels«) ist ein ehemaliges hethitisches Heiligtum. Dort sind auf Reliefs zwei Prozessionen von männlichen und weiblichen Mitgliedern des hethitischen Pantheons zu sehen. Vor den beiden Kammern lagen tempelartige Gebäude, von denen die Grundmauern erhalten sind. Zusammen mit der benachbarten Stadt Hattusa gehört Yazılıkaya zum UNESCO-Welterbe. Nachtessen und Übernachtung in Ankara. Impuls unterwegs: Einblicke in die hethitische Religion und Mythologie.

11. Tag: Ankara

Das Museum für anatolische Zivilisation gehört zu den eindrücklichsten Museen der Welt. Wir werden dort z.B. der Venus von Catalhöyük oder dem ersten bekannten schriftlich festgehaltenen Friedensvertrag der Geschichte begegnen. Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt.

12. Tag: Rückflug Ankara – Zürich

Am Vormittag bleibt sicher noch Zeit für einen Einkauf oder eine kurze Besichtigung in Ankara, bevor es dann nach dem Mittag zum Flughafen hinausgeht. Rückflug nach Zürich, wo wir im Verlaufe des Abends eintreffen.

Wie wir die Erde mehr lieben können

Ökofeministinnen betonen den Zusammenhang von Patriarchat und der Zerstörung des Planeten Erde. Ökofeministische Theologien entwickeln neue lebens- und schöpfungszentrierte Entwürfe, die die Verbundenheit allen Lebens unterstreichen



Von Doris Strahm

Destroy the Patriarchy, not the Planet! »Zerstört das Patriarchat – nicht den Planeten!« Dieser Slogan auf einem Transparent von Feministinnen an einer Klimademo im April 2019 in Basel zeigt in knapper Form, worum es Ökofeministinnen geht: um den Zusammenhang von Patriarchat und der Zerstörung unseres Planeten. Geprägt wurde der Begriff »Ökofeminismus« bereits 1974 von der Französin Françoise d'Eaubonne, die damit auf die Parallelen zwischen der patriarchalen Unterdrückung der Frauen und der Unterdrückung der Natur aufmerksam machen wollte, die zur Zerstörung der Umwelt führen. Bekannter wurde der Begriff in den 1980er-Jahren durch die indische Naturwissenschaftlerin und Umweltaktivistin Vandana Shiva, die den verachtenden und zerstörerischen Um-

gang mit der Natur in der Wissenschaft kritisierte und zusammen mit der deutschen feministischen Soziologin Maria Mies auch wichtige Beiträge zur ökologischen Krise im Zusammenhang mit ökonomischen, politischen und sozialen Strukturen veröffentlichte. Ökofeministinnen argumentieren, dass die Beziehung zwischen Mensch und Natur in unseren kapitalistischen Gesellschaften ähnlich hierarchisch und gewaltförmig geprägt ist wie die zwischen Mann und Frau.

Konstruktionen von »Natur« und »Frau«

Einige Strömungen des Ökofeminismus befassen sich dabei hauptsächlich mit den kulturellen und symbolischen Konstruktionen von »Natur« und »Frau«: Sie un-

tersuchen die Art und Weise, wie Philosophie, Religion und Wissenschaft das Verhältnis von Frau und Natur in unserer westlichen Kultur definiert und beide der männlichen Kontrolle und Gewalt unterworfen haben. Sie zeigen auf, wie die dualistische Gleichung »Frau = Natur, Mann = Kultur« die abendländische Kultur von der Antike bis in unser Jahrhundert durchzieht. Das heisst: Frauen wurden als naturnäher definiert und der weibliche Körper in grössere Nähe zur Natur gerückt. Frauen hätten aufgrund ihres Körpers die Aufgabe, neues Leben zu produzieren, während die Männer ihre natürliche Existenz transzendieren, indem sie die Natur gestalten und nach ihren Interessen formen. Ökofeministinnen geht es um eine Dekonstruktion dieser dualistisch-hierarchischen Geschlechter- und Kulturordnung und um ein ökologisches Bewusstsein, das Mensch und Natur als Teil eines grösseren Ökosystems begreift. Einzelne Vertreterinnen postulieren eine alternative weibliche Kultur, die auf sog. weiblichen Werten beruht, sowie ein anderes Verhältnis zur Natur als unserer »Mutter Erde«, wie es etwa in indigenen Kulturen praktiziert wird.

Natur + Frauen als kostenlose Ressourcen

Eine andere Strömung befasst sich vor allem mit der Analyse und Kritik der sozio-ökonomischen und politischen Strukturen, die dazu führen, dass Frauen, ihre Körper und ihre Arbeitskraft ebenso wie die natürlichen Ressourcen ausgebeutet werden.

Das kapitalistische Wirtschaftssystem behandelt die Natur wie eine kostenlose Ressource – und so behandelt sie auch die Reproduktions- und Sorge-Arbeit von Frauen. Beide werden als eine unendliche und gratis zur Verfügung stehende Ressource angesehen. Ökofeminismus dieser Prägung ist also auch eine radikale Kapitalismuskritik.

Ökofeministinnen zeigen zudem auf, dass Frauen von den Folgen der Umweltzerstörung in besonderer Weise betroffen sind, zum Beispiel als Mütter und als Klein- und Subsistenzbäuerinnen im Süden. Als jene, die für die Reproduktion des Lebens zuständig sind bzw. zuständig gemacht werden, ist die Arbeit der Frauen in besonderer Weise auf die Natur bezogen. Die Klimaveränderung zwingt Frauen und Mädchen im Süden immer längere und beschwerlichere Arbeit auf, um die Felder zu bewirtschaften oder den Haushalt mit Energie und Wasser zu versorgen. Die Klimakrise ist also nicht *geschlechtsneutral*, sondern wirkt sich auf die Geschlechter unterschiedlich aus. Gleichzeitig haben



Doris Strahm arbeitet freischaffend als Theologin und Publizistin zu feministischen und ökofeministischen Theologien sowie zum interreligiösen Dialog aus Gendersicht. Sie ist Mitbegründerin des »Interreligiösen Think-Tank« und wurde 2020 mit dem Ehrendoktorat der Uni Bern

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Frauen weniger politische Entscheidungsmacht, sind an den grossen Klimakonferenzen kaum vertreten und ihre lokalen Strategien und Projekte zur Bekämpfung der Klimaveränderung werden in die internationale Klimapolitik kaum einbezogen. Ökofeministinnen fordern daher eine stärkere Teilhabe von Frauen an allen Klimamassnahmen und eine geschlechtergerechte Ausgestaltung der Klimapolitik. Die Genderfrage ist eine der zentralen Fragen, um nachhaltige, ökologische Prozesse in Gang zu setzen.

Zur Lösung der Umweltkrise braucht es also nicht nur eine andere Einstellung zur Natur, eine andere, gerechte Wirtschaftsordnung, umweltverträgliche Formen des Wirtschaftens und eine radikale Veränderung unseres Konsumverhaltens und Lebensstils, sondern ebenso sehr auch eine andere Geschlechterordnung. Ökofeministische Utopie zielt auf die Beendigung von Herrschafts- und Gewaltstrukturen im Geschlechterverhältnis und im Verhältnis zur der Umwelt.

Für lebenszentrierte Theologie der Erde

In den 1980er- und 1990er-Jahren haben Theologinnen in Europa, aber auch in den USA, Lateinamerika und Asien – angeregt durch die Ökologiebewegung und den Ökofeminismus – ökofeministische Theologien zu entwickeln begonnen. Einer patriarchalen Weltansicht, wie sie das traditionelle Christentum über Jahrhunderte vertreten hat, setzen ökofeministische Entwürfe eine ganzheitliche und relationale Sicht der Welt und des Menschseins entgegen und fordern einen kulturellen und theologischen Paradigmenwechsel. Ökofeministischen Theologinnen geht es um eine Transformation der traditionellen dualistischen Theologie zu einer lebens- und schöpfungszentrierten Theologie, die von der Verbundenheit und Interdependenz allen Lebens ausgeht. Es geht um die Entwicklung einer Schöpfungstheologie, die uns lehrt, wie wir die Erde mehr lieben können, schrieb die Theologin Dorothee Sölle in ihrem Buch »Lieben und Arbeiten«. In einer solchen Ökotheologie ist die Natur nicht einfach profane Materie, die Erde kein gottverlassener und entheiliger Ort purer Tatsachen, der Mensch nicht Herrscher über die Welt, der die Natur zu seinem Nutzen ausbeutet. Eine ökologische Sicht basiert vielmehr auf der Erkenntnis, dass wir und die ganze Schöpfung Teil eines einzigen Gewebes sind und dass das menschliche Wesen ein Lebewesen unter anderen Lebewesen wie die Tiere und Pflanzen ist. Jede Komponente dieses Ökosystems ist verbunden und abhängig von den anderen, was bedeutet, dass etwas, das *einen* Teil betrifft, auch das *Ganze* betrifft. Ökofeministische Theologie ist deshalb *mehr* als nur eine Ergänzung zur traditionellen christlichen Theologie. Denn sie stellt ihr philosophisches Fundament in Frage: den hierarchischen Dualismus von Gott und Welt, Gott und Mensch, Mann und Frau, Seele und Körper, Geist und Materie. Dieser Dualismus muss überwunden und durch eine Weltansicht ersetzt werden, die von der Verbundenheit und Interdependenz allen Lebens ausgeht. Dies führt auch zu einer neuen Rede von Gott.

Neues Reden von Gott

Die ökologische Katastrophe, die heute über uns hereinbricht, sei durch die christliche Tradition mitverursacht, kritisieren Umweltaktivist*innen und Ökotheolog*innen. Schuld trage, nebst dem Herrschaftsauftrag an die Menschen in Gen 1,28, vor allem die herrschende theologische Vorstellung von Gottes absolutem Anderssein. Wenn Gott und Welt radikal getrennt voneinander gedacht werden, verliert die Welt ihre sakralen Dimensionen. Sie wird zu einem »Ding«, das man benutzen und ausbeuten kann. Ökofeministische Theologinnen vertreten dagegen ein Gottesbild, das Gott nicht mehr als das *ganz Andere*, als höchstes und autonomes Wesen denkt, das beziehungslos *über* der Welt und den Menschen steht, sondern als das innig in und mit allem Geschaffenen Verbundene.

Die brasilianische Ordensfrau und Befreiungstheologin Ivone Gebara, eine der führenden Ökofeministinnen Lateinamerikas, schreibt dazu: »Gott ist jenes Geheimnis, in dem wir leben und sind. Eine ökofeministische Theologie unterstreicht, dass Gott überall in der Schöpfung gegenwärtig und deshalb alles heilig ist. Die Sterne, die Meere, die Bäume, die Tiere, die Menschen ..., alles trägt denselben göttlichen Atem in sich. Wären wir uns dessen mehr bewusst, vielleicht hätten wir dann mehr Respekt vor den Menschen, vor denen, die im Elend leben, vor der Natur, den Flüssen und Meeren. Wir wären auch kontemplativer.«

Für eine solche Sicht gibt es auch Anknüpfungspunkte in Bibel und Tradition: Die Psalmen (z.B. Psalm 104 oder Psalm 148), in denen das Segenshandeln Gottes in der Schöpfung und die Schöpfung als

Weg zur Erkenntnis der Grösse Gottes besungen werden. Die Gestalt der göttlichen Weisheit im Buch der Sprüche: Die weibliche Weisheit (Sophia) ist Gottes schöpferische, immanente Kraft, die den ganzen Kosmos durchwirkt und schon vor und während der Schöpfung mit dabei war (Spr 8,22-31). Oder das Konzept einer »creatio continua«, eines fortwährenden Schöpfungshandeln Gottes, das einige Kirchenväter vertreten haben. Sie verstanden die Schöpfung nicht als einmaligen abgeschlossenen Akt in der Vergangenheit, sondern betonten die ständige Präsenz Gottes in all seinen Geschöpfen!

Die Welt als Körper Gottes

Um die tiefe Verbundenheit von allem Geschaffenen auszudrücken, hat die US-amerikanische Theologin Sallie McFague in ihrem 1993 erschienen Buch »The Body of God – An Ecological Theology« vorgeschlagen, sich die Erde als Körper Gottes vorzustellen und alles, was ist, als Teil dieses Körpers zu verstehen. So dass wenn ein Teil des Körpers verletzt wird, sich der ganze Körper angegriffen fühlt und die Misshandlung der Erde Gott nicht unberührt lässt. Die Metapher von der »Welt als Körper Gottes« macht uns nach Sallie McFague bewusst, dass Natur und Umwelt keine verfügbaren Objekte sind, sondern ein lebendiger Körper, durch den hindurch wir Gott berühren und «be-greifen«. Was wir heute brauchen, ist eine theologische Weise des Denkens, die Gottes Transzendenz in der Immanenz zu denken vermag. Uns die Welt als Körper Gottes vorzustellen, würde heissen, dass wir begreifen lernen, dass Gott in jedem Lebewesen lebt, so wie wir in unserem

Islam: Der Mensch hat die Rolle des Sachwalters

Ich halte es für zwingend, dass sich die Religionsgemeinschaften nicht auf das »Kerngeschäft« der Liturgie und des Betens zurückziehen, sondern sich einbringen in die Gesellschaft. Natürlich kann man Umweltschutz betreiben, ohne dies islamisch zu begründen. Aber für religiöse Menschen kann diese Legitimation wichtig sein. Ge-

rade bei jüngeren Muslimen in Europa gibt es zunehmend ein Bedürfnis, ihre Haltungen auch islamisch begründen zu können. Dieses Bedürfnis hat stark mit Identität zu tun. Viele junge Muslime leiden unter dem schlechten Image des Islam in Europa. Umweltschutz ist positiv besetzt; es hilft ihnen deshalb in ihrem Selbstverständnis, wenn sie ihren Einsatz für den Umweltschutz islamisch begründen können.

Allerdings ist das grösste Problem im Empfinden vieler Menschen in weiten Teilen der islamischen Welt weder die Gendergerechtigkeit noch die Ökologie, sondern schlicht die Armutproblematik. Die traditionelle Trennung der Geschlechter im Islam hat vielleicht auch einen positiven Aspekt: Es existieren viele ökologische Initiativen von Frauen. Ich bin im Libanon vor über zehn Jahren einer Frauengruppe

begegnet, in der sich Libanesinnen für den Umweltschutz einsetzten. Sie haben als Taucherinnen das Meer in Küstennähe gereinigt. Nicht um Badenden ein ungestörtes Badevergnügen zu ermöglichen, sondern zum Schutz der Meeresbewohner. Solche und ähnliche Projekte sind in Eigeninitiative entstanden und generationenübergreifend. Es sind Dinge, die für die Selbstermächtigung von Frauen sehr wichtig sind.

Fragt man nach dem Gottesbild, so lehnt der Islam die Idee der Gottebenbildlichkeit des Menschen ab. Die Vorstellung, dass die Schöpfung ein einmaliger Akt ist und Gott danach die Schöpfung ihrem Schicksal überlassen hat, war nie islamische Lehrmeinung. Was im christlich ökofeministischen Kontext als *creatio continua* beschrieben wird, entspricht der islami-



FOTO: CHRISTIAN URECH

Rifa'at Lenzin ist Präsidentin von IRAS COTIIS

Körper leben. Körper aber sind verwundbar, können verletzt und unterdrückt werden. Genauso wird Gottes Körper entstellt und verwundet durch die Verwundung und Ausbeutung seiner Geschöpfe.

Das Bild von der Welt als Körper Gottes ist wie jedes theologische Reden über Gott metaphorisch gemeint und *ein* Bild, *eine* Metapher unter vielen anderen. Doch es ist eine Metapher, die angesichts der Zerstörung unseres Planeten heute besonders wichtig wäre. Sie verbindet uns Menschen mit allem Leben auf unserem Planeten in einer Beziehung der wechselseitigen Abhängigkeit und sieht uns Menschen nicht als Krone der Schöpfung, sondern als Mitgeschöpfe und als verantwortlich gegenüber unserer Erde.

Ökofeministische Spiritualität und Ethik

Das neue Schöpfungs- und Gottesverständnis ökofeministischer Theologien ist Ausdruck einer neuen, ökologischen Spiritualität. Diese geht von zwei Voraussetzungen aus. *Von der Annahme der Vergänglichkeit des Ich, der Sterblichkeit*, die uns mit allen anderen Lebewesen verbindet und uns einbettet in den Kreislauf alles Lebendigen. Die damit verbundene Spiritualität des Loslassens könnte uns einüben in ein anderes Verhältnis zum Leben und zur Schöpfung.

Zweitens: *von der Erkenntnis der gegenseitigen Verwiesenheit alles Seienden*. Alles, was ist, steht in einer wechselseitigen Beziehung. Dies anzuerkennen führt zu einem Perspektivenwechsel: weg vom Anthropozentrismus zu einer schöpfungszentrierten Theologie, in der die Erde nicht Besitz von uns Menschen ist und wir nicht die Verfügungsgewalt über unseren Planeten

» Ökofeministische Theologie unterstreicht, dass Gott überall in der Schöpfung gegenwärtig und deshalb alles heilig ist

Ivone Gebara

haben. Wir alle sind miteinander verwoben und aufeinander angewiesen – Teil der Erde als Körper Gottes.

Diese Erkenntnis ist Grundlage für eine Ethik, die die Verantwortung von uns Menschen betont, neue, auf Gerechtigkeit und Respekt basierende Beziehungen zwischen Männern und Frauen, zwischen uns und Menschen anderer kultureller und religiöser Herkunft, zwischen uns und unseren Mitgeschöpfen aufzubauen und unserem gemeinsamen Haus »Erde« Sorge tragen. Nicht allein aus moralischer Pflicht, sondern weil wir erkennen, dass wir Teil der Erde, dass wir aufeinander angewiesen und alle in einem gemeinsamen Ursprung zutiefst verbunden sind. ◆

Literaturhinweise

Dorothee Sölle: Lieben und arbeiten. Eine Theologie der Schöpfung, Stuttgart 1985. Mary Judith Ress: Ganzheitlicher Ökofeminismus. Interview mit Ivone Gebara. In: Bärbel Fünfsinn, Christa Zinn (Hg.): Das Seufzen der Schöpfung. Ökofeministische Beiträge aus Lateinamerika, Hamburg 1998

schon Auffassung, wonach Gott seine Schöpfung erhält und immer präsent ist. Die Rolle des Menschen wird im Koran als khalifa beschrieben. Im arabischen Sprachverständnis ist khalifa jemand, der in Abwesenheit des Vollmachtgebers handeln kann. Am besten lässt sich der Begriff vielleicht mit Sachverwalter übersetzen: Die Schöpfung ist ihm anvertraut als taskhīr. Der arabische Begriff taskhīr bedeutet, dass man einen Nutzen von einer Sache hat, ohne dafür eine Entschädigung leisten zu müssen. Mit Bezug auf den Koran bedeutet das, dass die gesamte Schöpfung im Bereich des menschlichen Zugriffs ist und der Mensch das Recht hat, die Ressourcen zu nutzen.

Die Beziehung zwischen Gott und Mensch hat zwei Aspekte. Einerseits ist der Mensch khalifa, er hat also einen frei-

en Willen und die Möglichkeit, Dinge zu gestalten – zum Guten oder zum Schlechten. Aber er ist zugleich immer auch abd, also Diener Gottes.

Die Autonomie des Menschen ist nicht absolut. Es gibt ein klares hierarchisches Verhältnis, das im Begriff Islam zum Ausdruck kommt: Der Mensch ist Gottes Diener und soll sich dem Willen Gottes unterwerfen. Der Mensch soll sich seiner Geschöpflichkeit immer bewusst sein: Er ist ein autonomer Teil der Schöpfung, steht aber nicht über der Schöpfung und darf diesen Rahmen nicht verlassen.

Wenn diese klassischen Konzepte heute weiterentwickelt werden, ist das eine Wiederentdeckung von Konzepten, die von westlichen Vorstellungen verdrängt worden waren. Durch die Kolonialisierung – fast die gesamte islamische Welt war unter kolonia-

ler Herrschaft – wurde das christlich geprägte Bild der Herrschaft des Menschen über die Welt auch in der islamischen Welt wirkungsmächtig. Das islamische traditionelle Denken wurde überlagert und dem Profitdenken geopfert. Ich denke da z.B. an die rücksichtslose Abholzung des Regenwaldes in Indonesien oder die umweltschädlichen Palmölplantagen. Gleiches gilt für die hemmungslose Ausbeutung von Erdöl- und Gasvorkommen auf der arabischen Halbinsel.

Wenn es um gesellschaftlich relevante Themen geht, ist das Interreligiöse wichtig. Die Religionen sollten zeigen, dass sie nicht nur jede für sich agieren, sondern gemeinsam für etwas eintreten.

Rifa'at Lenzin, Präsidentin der Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz IRAS COTIS

Care-Rundgang der anderen Art

Geburtshaus, Schule, Fabrik, Platz zur Farb, Kleintheater Sonnehuus, Spital, Friedhof. Der Spaziergang durch Sursee zeigt und feiert, was Wirtschaft leisten kann. Gleichzeitig ist er aber auch kein Spaziergang



Ina Praetorius (li) und Georges Zahno (re) führen den Stationenweg durch Sursee und machen Halt am Renggli-Haus. Thema: Wohnen. Impulsfrage: Was ist mir in meinem Wohnumfeld wichtig? Wie sähe es aus, wenn alle so wohnen könnten, wie sie möchten?

Von Jacqueline Straub

Der Stationenweg ›Wirtschaft ist Care‹ lädt ein, zu erkunden, was Wirtschaft ist und sein soll«, sagt Ina Praetorius, Theologin, Autorin und Referentin, zu Beginn der Stadtführung durch Sursee. Die *Frauen*synode* möchte mit »Wirtschaft ist Care – (K)ein Spaziergang« nicht nur einen Rundgang durch Sursee anbieten, sondern anhand von 15 Stationen aus dem konkreten Alltag alle dazu animieren, an ihren Wohnorten herauszufinden, wo Wirtschaft schon überall Care ist und wie sie es an anderen Stellen wieder Care werden kann. Hierfür wurde ein Heft gestaltet, das man online herunterladen oder bestellen kann (siehe S. 11).

Zusammen mit dem Historiker Georges Zahno führt Praetorius eine kleine Gruppe über zwei Stunden durch Sursee. Dabei

findet nicht nur Historisches und Besonderes von Sursee Beachtung, sondern auch, wie die einzelnen Stationen mit dem Thema »Wirtschaft ist Care« zusammenhängen. »Beeindruckend, wie dieses Thema sich durch alle Stationen unseres Lebens durchzieht«, sagt eine Besucherin schon nach den ersten Stationen.

Orte sorgenden Wirtschaftens

»Viele alte Fabrikgebäude, die früher elementar für die jeweilige Ortschaft waren, stehen heute nicht mehr. Wir leben in einem starken Wandel«, referiert Praetorius. Heute steht weniger die Veränderung der Bausubstanz als vielmehr die Digitalisierung im Zentrum. Eine care-zentrierte Wirtschaft schaut sich den Digitalisierungsprozess genau an und entscheidet in

jedem einzelnen Fall, wann Technologie zerstörend, unnötig beschleunigend oder ausgrenzend wirkt. Aber auch, wann sie helfen kann, das Leben zu erleichtern oder zu verbessern.

Auf dem Weg zur nächsten Station sagt die reformierte Pfarrerin Anja Kornfeld, dass die *Frauen*synode* eigentlich am 4. September 2021 in Sursee in der Stadthalle einen Event geplant hatte. »Doch Corona machte ein Strich durch die Rechnung.« Das Komitee überlegte sich, was in Zeiten der Pandemie dennoch möglich ist. »Das Thema ›Wirtschaft ist Care‹ war schon 2017 gesetzt. Aber als durch die Pandemie die zentrale Bedeutung von Care-Tätigkeiten sichtbar wurde, war klar, dass das Thema erst recht angegangen werden muss«, berichtet Praetorius. Bei der ehemaligen landwirtschaftlichen Schule in der Cent-

ralstrasse wird den Teilnehmerinnen deutlich, dass der Ursprung von Wirtschaft die Landwirtschaft ist. »Ohne die Natur können wir nicht leben«, so Praetorius. Industrielle Landwirtschaft in ihrer heutigen Form zerstöre mittelfristig unsere Lebensgrundlage. Eine care-zentrierte Landwirtschaft hingegen produziere Lebensmittel unter fairen Arbeitsbedingungen für alle. Zudem: »Der griechische Wortursprung von Ökonomie hat nichts mit Geld zu tun, sondern meint gutes Welt-Haushalten.«

Auf dem Weg zum Haus der Hebamme Marie Steiger, die im Zeitraum von 1927 bis in die 1970er-Jahre über 1000 Kindern half, auf die Welt zu kommen, erzählt die jüngste Teilnehmerin der Gruppe, warum sie am Rundgang teilnimmt. »Ich interessiere mich sehr für Frauen- und Wirtschaftsthemen«, sagte die 14-jährige Lilly. In ihrer Schule hat sie immer wieder erlebt, dass von Frauen erwartet wird, nur Mutter und Hausfrau zu sein. »Ich setze mich dafür ein, dass Frauen Karriere machen und Kinder haben können«, unterstreicht Lilly. Die viele Care-Arbeit, die Frauen leisten, werde zu wenig gewürdigt.

»Was hat Geburt mit Wirtschaft zu tun?«, fragt Ina Praetorius vor dem Gebärdhaus. »Gebären wird als private Angelegenheit abgetan, und sogar Geburten müsse rentieren«, kritisiert die Theologin. »Doch Geburten gehören sachlich in die Mitte von Ökonomie, was bedeutet, dass das Erziehen von Kindern und die Ca-

re-Arbeit nicht mehr in den privaten Bereich abgedrängt werden darf.«

Sorgende Arbeit nicht honoriert

Nicht nur der Lebensbeginn, auch das Lebensende sind mit dem Rundgangthema verbunden: In der Friedhofskapelle stellt der Stadtführer Georges Zahno die 14 Nothelfer*innen vor. »Die Heilige Barbara, der Heilige Cyriakus, der Heilige Achatius und der Heilige Christophorus etwa waren früher das ›Care-Team‹, wenn es ums Thema Sterben und Tod ging.« Dass sich Menschen Zeit nehmen können, um zu trauern oder eine todkranke Person zu pflegen, ist ein Aspekt care-zentrierten Wirtschaftens. »Von unserem Wirtschaftssystem wird dies aber an den Rand gedrängt«, sagt Praetorius.

Im Ehret-Park erfahren die Besucherinnen, dass in Bezug auf Care und Liebe auch viel Ausbeutung stattfindet. »Je unterschiedlicher Lebens- und Familienkonstellationen sind, desto deutlicher wird, dass Care im Haushalt auch Arbeit ist und nicht einfach selbstloser Liebesdienst«, so die Theologin.

Beim Kleintheater *Somehuus* geht es darum, dass das lateinische Wort für Kultur das Bewahren von etwas, das fürsorglich umgehen mit etwas bedeutet. »Auch da ist wieder Care im Spiel.« Der enge Kulturbegriff beinhaltet nur den Kulturbetrieb, also etwa Theater, der für die jetzige Wirtschaft rentabel ist. »Eine care-zentrierte Ökonomie stellt die Menschen in ihrer Verschiedenheit stärker in den Mittelpunkt.«

Die Surseer Stadträtin Heidi Schilliger nimmt ebenfalls an der Führung teil. »Care war für Sursee schon immer wichtig. ›Wirtschaft ist Care‹ ist auf jeden Fall auch bei uns als Thema gesetzt.« Beim »Platz zur Farb« macht Praetorius den Zuhörerinnen bewusst, dass die Station »Ressourcen teilen« sehr wichtig ist. Denn sauberes Wasser und Strom zu haben, sei nicht selbstverständlich. »Infrastrukturen werden immer mehr privatisiert«, kritisiert die Theologin. »Es braucht ein gemeinschaftliches Denken, damit alle am Gemeinsamen teilhaben.«

Am Untertor begegnet einem das Thema Wirtschaft in vollem Ausmass: Restaurants,

»Geburten gehören in die Mitte von Ökonomie, was bedeutet, dass das Erziehen von Kindern und Care-Arbeit nicht mehr in den privaten Bereich abgedrängt werden darf

Ina Praetorius

Cafés, Läden, Arztpraxen. »Überall wird gearbeitet, damit es mir gut geht«, erklärt Praetorius. Sie macht auf einen kritischen Punkt aufmerksam: »Hier wird bezahlte und unbezahlte Arbeit nochmals sehr deutlich. Denn Basisbetätigungen wie etwa Kochen oder Waschen werden als selbstverständlich vorausgesetzt, sind notwendig und machen unmittelbar Sinn, werden aber dennoch nicht honoriert.«

Andrea Huber vom *Schweizerischen Katholischen Frauenbund* ist begeistert vom Stadtrundgang: »Er greift das ganze Leben auf und zeigt einen umfassenden Blick.« Besonders spannend für sie sei das Thema Arbeit. Denn im Frauenbund sei Freiwilligenarbeit stets ein Thema, vor allem auch, wie Freiwilligenarbeit weiterhin bestehen bleiben kann.

Care sollte Hauptkriterium sein

Beim alten Spital, das gleichzeitig Armen- und Waisenhaus sowie auch Altersheim war, zeigt sich, wie Care »im engeren Sinne« organisiert war und immer noch ist: Auch hier waren es überwiegend Frauen, die sich hinter verschlossenen Türen um die Armen und Kranken der Gesellschaft kümmerten. »Care sollte aber Kriterium für die ganze Wirtschaft sein«, resümiert Praetorius. »Wie kommen wir dazu?«, fragt eine Besucherin. Es brauche Multiplikator*innen. Die Theologin nennt drei Bereiche, die verstärkt auf dieses Thema hinarbeiten müssten: Medien, Bildung und Sozial- und Wirtschaftspolitik. Zum Schluss der Führung stellt die Theologin der Runde eine Frage: »Wie würde Wirtschaft aussehen, wenn sie Care wäre?« Mit dieser umfassenden Fragestellung entlässt sie uns in unseren Alltag. ◆

Am 4. September werden in Sursee öffentliche Führungen angeboten. Infos: frauensynode.ch



Wirtschaft ist Care – (K)ein Spaziergang. »Wie lange arbeite ich für Geld, wie lange gratis?«, so fragt die Broschüre an der Station »Arbeit« in Sursee. Download: frauensynode2021.ch

Kein ja, aber

Kirche für alle, Ehe für alle – ja – oder ja, aber? Die Nagelprobe steht am 26. September an

Hanspeter Rissi



Hanspeter Rissi, Diakon in der evangelischen Kirche Kreuzlingen

Wegen diesem grossen Aber schweigen Menschen und spielen ihrer Gemeinde vor, was im Alltag nicht ist. Sie wollen in der Kirche, die ihnen Heimat ist, bleiben. Sie wollen ihren Glauben leben, so wie sie diesen lieben und mögen. Das grosse Aber kommt dann ins Spiel, wenn es darum geht, wie

eine Partnerschaft aussehen und gelebt werden soll.

Ich als schwuler Christ kann nicht verstehen und akzeptieren, dass sich nach einem Coming-out plötzlich alles nur noch um die Sexualität dreht. Was davor war (Coming-in), ist weg und vergessen. Was nach dem Aber folgt, bekommt eine derartige Gewichtigkeit, dass das Davor klein und nichtig wird. Alle einst so geschätzten und in Anspruch genommenen Fähigkeiten in der freiwilligen Arbeit zählen nichts mehr.

Meine Gotteserfahrungen haben mir eine Weite von Gott gezeigt, deren Dimension ich nicht im Geringsten auch nur annähernd erfassen kann. Darin dürfen sich Leute unterschiedlicher biblisch theologischer Richtungen aufgehoben fühlen. Es stimmt mich jedoch sehr traurig, mitansehen zu müssen, wie aktive Gläubige, die schon eine Minderheit sind, einer noch kleineren Minderheit (Christ und schwul) das Ja zur Liebe und zum Leben in einer christlichen Gemeinschaft erschweren.

Ich akzeptiere, dass manche mit dem Thema Homosexualität Mühe bekunden. Ich erwarte, dass wir Christinnen und Christen den sogenannten »dritten Weg« gehen können, den Weg der gegenseitigen Akzeptanz, ohne die andere Seite zu verurteilen. Denn es hat genug Kirche für alle und genug Ehe für alle.

David Friedli wurde in seiner Kindheit aufs Übelste gemobbt, weil er einer Regenbogenfamilie angehörte. Der heute 25-jährige Musiker verbrachte seine Kindheit in einem Dorf im Berner Oberland und war andauernd starken Stigmatisierungen ausgesetzt, weil er von zwei lesbischen Müttern aufgezogen wurde. Von solchen Erfahrungen sind viele Regenbogenkinder betroffen. Deshalb beschloss Friedli, seine Erfahrungen in einem Kinderbuch festzuhalten. »Giugiu & Roro. Eine Geschichte zu Freundschaft und Toleranz« erschien beim *Somedia*-Buchverlag. Symbolisch erklärt Friedli die Ausgrenzung am Beispiel des Albino-Steinbocks Giugiu. Weil sich immer noch viele Menschen mit Andersartigkeit schwer tun, brauche es dieses Buch ganz dringend, so Friedli.



David Friedli

Peter Marbet, Direktor *Caritas Schweiz*, fordert, dass Bildung zu einem zentralen Teil der Flüchtlingspolitik werden soll. An der ersten eidgenössischen Flüchtlings-session schlossen sich **Anja Klug**, Vertreterin für die Schweiz und Liechtenstein beim UNHCR, **Lisa Mazzone**, grüne Ständerätin aus Genf, SP-Nationalrat **Mustafa Atici** aus Basel-Stadt und der Leiter des neuen Polit-Denklabors *GLP-Labs* **Markus Koch** dieser Forderung an. 75 Geflüchtete aus mehreren Kantonen nahmen an der Veranstaltung in der Dreifaltigkeitskirche in Bern teil, um über aktuelle Asylthemen zu diskutieren. Dabei wurde auch die Forderung formuliert, dass für geflüchtete Menschen die Berufsbildung möglich sein soll.

Thomas Schüller, Direktor des Instituts für Kanonisches Recht an der Katholisch-Theologischen Fakultät an der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster*, sieht im Rücktrittsangebot von **Kardinal Marx** die Grösse zeigende Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung. Kardinal Reinhard Marx übernehme mit diesem Aufsehen erregenden Schritt einerseits persönlich Verantwortung für seine Versäumnisse als Bischof von Trier und als Erzbischof von München-Freising, was die Aufarbeitung von sexuellem Missbrauch angehe. »Andererseits attestiert er der deutschen Kirche und seinen bischöflichen Mitbrüdern, dass sie an einem toten Punkt angekommen sind«, so der Kirchenexperte in einer Medienmitteilung. **Arnd Bünker**, Leiter des

St. Galler *Pastoralsoziologischen Instituts* SPI, sagte zum inzwischen vom Papst abgelehnten Rücktrittsangebot von Marx gegenüber *Radio SRF*: »Ich glaube, dass die Bischöfe die vor 2010 und teilweise Jahrzehnte davor im Amt waren, alle keine ganz saubere Weste haben. Wir wissen ja aus den bereits vorliegenden Untersuchungen, dass die Vertuschungspraxis lange Zeit den kirchlichen Stil im Umgang mit Missbrauch gekennzeichnet hat. Das kommt aus der Zeit von Johannes Paul II., in der man ein hohes Interesse daran hatte, die Kirche als möglichst rein, möglichst tadellos und moralisch-ethisch einwandfrei darzustellen. Das geht eben manchmal nur um den Preis der Lüge.«

Meinrad Furrer segnete im Mai auf dem Platzspitz öffentlich schwule, lesbische und bisexuelle Paare. Der schwule Seelsorger aus Zürich protestierte damit unter dem Motto »Liebe gewinnt« mit weiteren Seelsorgerinnen und Seelsorger gegen das Veto des Vatikans, queere Paare zu segnen. Im Vorfeld hatte sich der neu gewählte **Bischof Joseph Bonnemain** von der Aktion distanziert. Er drückte sich jedoch versöhnlich aus und liess verlauten, dass er für Meinrad Furrer und die zu Segnenden beten wolle. Er sieht in dieser Aktion eine Provokation, die wenig bringe. Vielmehr müsse man versuchen, einen echten Dialog herzustellen, denn nur so könne es gelingen, gemeinsam vorwärtszukommen.

Iva Boutellier hat an einem kürzlich vom *Schweizerischer Katholischer Frauenbund* (SKF) publizierten Merkblatt zu Grenzverletzungen und sexualisierter Gewalt in der Freiwilligenarbeit mitgearbeitet. Eine



Iva Boutellier

Projektgruppe erarbeitete Dokumente, mit denen eine Sensibilisierung rund um dieses Thema erreicht werden soll. Dabei wird auch speziell der Umgang mit den Leitlinien von Bistümern und Landeskirchen zur Prävention sexueller Übergriffe thematisiert. Damit will der SKF eine auf eine gerechtere Welt und eine solidarischere Gesellschaft hinarbeiten und sich für bessere Voraussetzungen in der Freiwilligenarbeit einsetzen. Die Kirche setze sich zwar seit einigen Jahren mit den Themen »Nähe und Distanz« auseinander, Freiwillige würden dabei aber kaum mit einbezogen.

Petitesse nach Art des Opus Dei

Eine widersprüchliche Aussage im Lebenslauf des *Opus-Dei*-Mitglieds Martin Rhonheimer mag wie eine spitzfindige Kleinigkeit aussehen. Und ginge es nicht um das *Opus Dei*, könnte man darüber hinwegsehen. Denn das »Werk Gottes« betrachtet sich nach dessen Konstitutionen von 1950 »als eine Kampftruppe mit straffster Disziplin«. Dies zitierte *Opus-Dei*-Experte Peter Hertel bereits 1990 in seinem Buch »Ich verspreche euch den Himmel«.

In der Schweiz ist das *Opus Dei* nach der Ernennung von Mitglied Joseph Bonne-main zum neuen Bischof von Chur wieder stärker in den Fokus gerückt (s. Nr. 248, Seite 13). So stiess der *aufbruch* auf ein anderes Schweizer Mitglied des *Opus Dei*. Der gebürtige Zürcher Martin Rhonheimer verfasste in seiner Eigenschaft als Professor für Politische Philosophie verschiedene Beiträge, die die katholische Soziallehre als kompatibel mit neoliberalen Gedankengut einstufen. Konsultiert der interessierte Leser den Lebenslauf Rhonheimers auf der Website der *Opus Dei*-Uni *Pontificia Università della Santa Croce* PUSC in Rom, so entdeckt er einen Widerspruch – jedenfalls bis zum 5.

Juli dieses Jahres. Einerseits heisst es, dass Rhonheimer in Rom von 1990 bis 2020 als Professor für Ethik und Politische Philosophie tätig war. Andererseits hiess es bis zu einer *aufbruch*-Anfrage einige Zeilen weiter unten, dass Rhonheimer »currently«, also gegenwärtig, Professor ist »at the School of Philosophy of the Pontifical University of the Holy Cross«. Was stimmt nun? War er als Professor mit einem Lehrauftrag an der PUSC beauftragt?

Die Antwort von Rhonheimer auf die *aufbruch*-Anfrage liess nicht lange auf sich warten. Knapp vier Stunden später antwortete der *Opus Dei*-Mann aus seinem aktuellen Wohnort Wien: »Ich danke Ihnen, dass Sie mich auf die Unstimmigkeiten auf

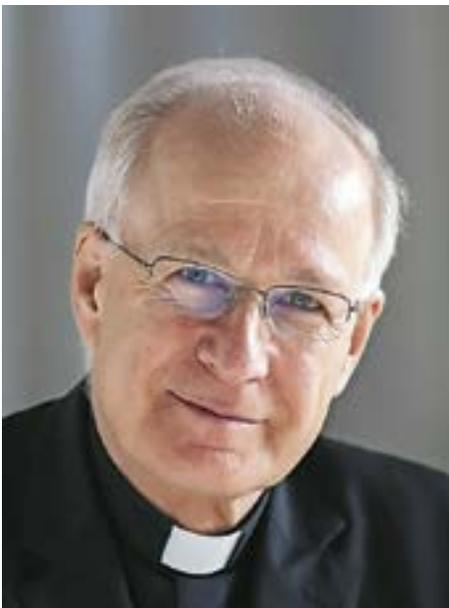
der Homepage der PUSC aufmerksam gemacht haben. Das »currently« ist offenbar beim letzten Update aus Versehen stehen geblieben. Ich habe es soeben korrigiert.« Mit anderen Worten: Martin Rhonheimer war bis 2020 Professor an der PUSC, heute ist er es nicht mehr.

Aber »aus Versehen«? Seit 2008 gibt es in der deutschsprachigen *Wikipedia* einen Artikel über Martin Rhonheimer, deren Autoren, wie bei *Wikipedia* üblich, nicht zu erkennen sind – bis auf einen: 2019 fügte »Martin Rhonheimer« selber in den Artikel ein: »Seit 1990 Professor für Ethik und politische Philosophie an der Philosophischen Fakultät der Päpstlichen *Universität Santa Croce* in Rom (seit 2015 ohne Lehrverpflichtung).« Diese Aussage steht dort auch heute. Der Kontext des von ihm bearbeiteten Artikels legt nahe, dass Rhonheimer weiterhin Professor in Rom ist, aber dort nur noch gelegentlich lehrt, nachdem er 2014 das *Austrian Institut* in Wien (mit)gegründet hat und seit 2015 dessen Präsident ist.

Da Rhonheimer Priester der Prälatur *Opus Dei* ist, untersteht er voll dem Prälaten des *Opus Dei* in Rom, der ihn einsetzen kann, wo und wofür er will. Jedenfalls haben – nach einem Wort des *Opus*-Gründers Escrivá – die *Opus*-Mitglieder ihrem Vorgesetzten »blind« zu »gehört«. So legt Rhonheimers Gründung in Wien nahe, dass sein Institut mit dem *Opus Dei* verbunden ist. Und: Um seinen wie den wissenschaftlichen Anspruch des Institutes zu heben, behält er den römischen Professorentitel bei. Dass es sich dabei um einen vom

Opus Dei verliehenen Schmuck handelt, dürfte Leuten, die das *Opus Dei* und seine Arbeitsweisen nicht kennen, kaum auffallen. Wem sich aus Rhonheimers Petitesse indes nahelegt, dass selbst die *Opus-Dei*-Spitze neoliberale, den Päpsten widersprechende Sozialaussagen unterstützt, ist gewiss nicht auf dem Holzweg.

Wolf Süd-



Opus Dei-Priester Martin Rhonheimer räumt Unstimmigkeiten ein

FOTO: AUSTRIAN-INSTITUT.ORG

Gastkolumne



FOTO: ZVG



PELSCH-CARTOON

Skrupellose Waffengeschäfte

Schweizer Rüstungsfirmen exportierten gemäss Staatsekretariat für Wirtschaft im ersten Halbjahr 2021 Kriegsmaterial im Wert von 204 Mio. Franken, davon für gut 2 Mio. Franken nach Brasilien, ein autokratisch regiertes Land mit einem Waffennarr als Präsident. Mehr als die Hälfte fällt in die Kategorie »Waffen jeglichen Kalibers«. Somit ist das Risiko für schwere Menschenrechtsverletzungen gross.

In keinem anderen Land werden so viele Menschen bei Polizeieinsätzen getötet wie in Brasilien. Eine gemeinsame Studie von *terre des hommes schweiz* und *terre des hommes* Deutschland zu Polizeigewalt gegen Kinder und Jugendliche in Brasilien und Waffenhandel belegt anhand von sieben Fallbeispielen: Die Pistolen, Gewehre, Panzerfahrzeuge und Hubschrauber, die dort bei Polizeiaktionen eingesetzt werden, stammen oft aus deutscher oder Schweizer Herstellung.

Politiker, Behörden und Unternehmen, die solche Lieferungen ermöglichen, sind mit verantwortlich für die Eskalation der Gewalt in Brasilien. Wir fordern einen sofortigen Exportstopp sämtlicher Rüstungsgüter in Länder, die in Bürgerkriege verwickelt sind oder Menschenrechte schwerwiegend verletzen. Deshalb unterstützen wir die Korrektur-Initiative. Die Schweiz braucht eine stärkere demokratische Kontrolle und strengere Regeln für Waffenexporte. Anfang Juni hat der Ständerat über Initiative beraten. Die kleine Kammer lehnte das Volksbegehren ab, stimmte aber einem Gegenvorschlag zu, der zentrale Anliegen der Initiative aufgreift. Nun liegt der Ball beim Nationalrat.

Andrea Zellhuber, terre des hommes schweiz. Download der Studie: www.terredeshommes-schweiz.ch/waffenexport-studie-21

»Die Not verlangt konkretes Handeln«

Sr. Ariane Stöcklin und Pfarrer Karl Wolf faszinieren durch ihre Tatkraft und ihre Entschlossenheit, in der Krise dort anzupacken, wo Hilfe am dringendsten ist. Und zwar schnell

Von Cristina Steinle

In der März-Ausgabe des *aufbruch* haben wir die Arbeit von Schwester Ariane Stocklin und Pfarrer Karl Wolf mit ihrem Verein *incontro* bereits kurz vorgestellt. Trotz vollem Terminkalender haben die beiden für uns einige zusätzliche Fragen beantwortet und gewähren uns so einen Einblick in ihren »neuen« Alltag.

aufbruch: *Den Verein »incontro« gibt es bereits seit 2001. Mediale Aufmerksamkeit erhielt er nun besonders mit der Corona-Krise. Wie hat sich Ihre Arbeit und der Verein seit März 2020 verändert?*

Alles hat sich verändert, nur unsere Ursprungsmotivation ist geblieben: Wir lassen uns berühren von den Menschen, die uns jeden Tag begegnen, von ihren Nöten und Leiden. Wir hören zu und fragen sie, was sie brauchen. Wir haben beide unsere persönliche Weise, in zwei Richtungen zu hören: Die Kontemplation, also in der Stille auf Gott hören, ist eine Seite. Aufeinander und auf die Menschen in existentieller Not zu hören, die andere. Daraus sind Entscheidungen und unser Handeln erwachsen. Die Not verlangt immer ein ganz konkretes Handeln. Das glauben wir, verstanden zu haben. Als im März 2020 Männer und Frauen aus dem Milieu, die aufgrund des Berufsverbots obdachlos wurden, uns unter Tränen baten, ihnen zu helfen, suchten wir unverzüglich einen Weg, ihnen zu helfen. Immer mehr Menschen aus der Gesellschaft erfuhren davon, unterstützten uns oder meldeten sich als Freiwillige. Die Solidarität wuchs und wächst bis heute.

Die aktuelle Not verändert sich zurzeit sehr schnell, wodurch sich auch unsere Arbeit laufend verändert. Dies verlangt von uns immer wieder ein neues Hinhören und ein neues Sich-darauf-Einlassen. Es braucht viel innere Flexibilität und eine niederschwellige Hilfe.



Eine Freiwillige bei ihrem Einsatz auf der Gasse

Immer mehr Menschen sind auf Unterstützung angewiesen. Was bedeutet die Zunahme an Arbeit für Ihre seelsorgerische Tätigkeit? Bleibt noch Zeit fürs Gespräch?

Zum Kern unserer Arbeit gehört die Beziehung und Freundschaft zu den Menschen, die an den Rändern leben. Das bewahren wir – gerade, wenn die Not zunimmt. Wir sind keine Abgabestelle, »incontro« heisst Begegnung. Die Begegnung mit den Menschen, mit sich selbst und mit Gott, das ist die Mitte, aus der wir handeln. Wir suchen die Menschen, die in Not geraten sind, dort auf, wo sie leben.

Wir besuchen sie – auf der Gasse, in den Bordellen, auf dem »Drogenplätzli«. Wenn sie krank oder in diesen Tagen infiziert sind, bringen wir ihnen Essen oder Lebensmittelpakete nach Hause.

Aus der Begegnung heraus erwächst dann die weitergehende konkrete Hilfe: eine tägliche warme Mahlzeit am Abend, Lebensmittel jede Woche, ein Gang auf ein Amt, die Hilfe beim Schreiben einer Bewerbung, ein Bett für die nächsten Nächte, ein längerfristiges Dach über dem Kopf, ein Sprachkurs, die kostenlose ärztliche Beratung, die Begleitung zum

Corona-Test, etc. Aber auch ein Kaffee mit Schlagrahm, eine liebevolle Geste, ein annehmender Blick, ein aufrichtendes Wort können vieles bewirken! Der Mensch ist eine Ganzheit und die Sorge für Leib und Seele fliesst zusammen. Beides ist für uns in der seelsorgerlichen Tätigkeit, wo es um einen Weg geht, der in eine ganzheitliche Befreiung führt, zentral wichtig.

*Haben sich mit der Corona-Krise Ihre Gesprächspartner*innen verändert? Sind es immer noch vorwiegend Menschen aus dem Milieu oder Obdachlose?*

Schon vor der Corona-Krise gab es sehr viel Not im Langstrassenquartier: etwa bei den Frauen und Männern im Milieu, bei den Suchtkranken, Obdachlosen, Bedürftigen, Sans-Papiers oder Flüchtlingen.

Die Corona-Krise hat diese Not unserer Gesellschaft sichtbar gemacht und wir sind gezwungen, sie anzuschauen. Die lange Reihe von Menschen, die schon nachmittags bei jedem Wetter hinter dem 25-Stunden-Hotel fürs Essen anstehen, das am Abend serviert wird, ist nicht zu übersehen und wegzudiskutieren.

Zu den Menschen, die wir schon vor der Krise begleitet haben, sind nun viele Alleinstehende und kinderreiche Familien hinzugekommen, die von coronabedingter Arbeitslosigkeit betroffen sind. Besonders hart trifft es aber die Frauen und Männer aus dem Milieu. Mit dem Arbeitsverbot ist ihr Einkommen weggefallen. Sie können oft weder ihre teuren Zimmer noch ihren Lebensunterhalt bezahlen, geschweige denn ihren Familien Geld schicken. Viele haben weder ein soziales Netz noch eine Krankenkasse, und es fehlt ihnen der Zugang zu ärztlicher und psychologischer Hilfe.

Seelsorgerische Stellen der Landeskirchen im Bereich der Sexarbeit sind eine Rarität. Sehen Sie hier Handlungsbedarf der Kirchen?

Die zentrale Frage ist: Worin besteht der Kernauftrag der Kirche, was ist unser je eigener Auftrag als Getaufte? Orientierung gibt uns da das Evangelium selbst, aber auch die apostolischen Schreiben von Papst Paul VI und Papst Franziskus. Die Kernbotschaften der kirchlichen Texte sind Wandel und Neuschöpfung. Gott wurde Mensch und ging selbst an die Ränder, um alles neu zu machen. Dazu sind wir von Gott berufen und gerufen: unsere Komfortzone zu verlassen und uns auf das ganz konkrete Leben der Menschen an den

Rändern der Gesellschaft einzulassen. Von Sexarbeit als selbstbestimmte Arbeit sprechen wir ausdrücklich nicht. Für uns geht es um die Begleitung von Frauen und Männern in einer besonderen Lebenssituation. Das Entscheidende ist, mit ihnen einen Weg zu einem menschenwürdigen Leben zu gehen.

Seelsorge in der Randzone kann ganz unterschiedliche Formen annehmen. In welcher Gemeinde gäbe es keine Senioren, keine psychisch belasteten Menschen, keine Einsamkeit und Verlassenheit, keine kranken oder traumatisierten Menschen? Die Frage heisst: Wo sind die »Armen« vor Ort und welchen konkreten Weg gehen wir mit ihnen?

Welchen gesellschaftlichen Wandel wünschen Sie sich für die Menschen am Rande der Gesellschaft?

Der gesellschaftliche Wandel beginnt bei uns, bei mir selbst. Daher könnten wir sagen: Mach es wie Gott. Werde Mensch und geh an die Ränder. Schau hin. Begegne. Lass Dich berühren und umwandeln. Handle. Und alles kann sich verändern. Der Aufbruch, die Veränderung, das Neue beginnt, wenn wir am Rand sind – in unserem eigenen Leben wie in der Gesellschaft.

»Gott wurde Mensch und ging selbst an die Ränder, um alles neu zu machen.

Schwester Ariana Stocklin

Vermitteln Sie auch religiöse Botschaften?

Die Menschen auf der Strasse sind häufig sehr gläubig und wir teilen mit ihnen auch unseren Glauben. Wir geben Antwort, wenn wir gefragt werden. Wir beten, wenn jemand unser Gebet erbittet. Wir segnen, wenn es jemand wünscht. Ohne jedes Überstülpen eines religiösen oder moralischen Programms ist die existentielle Veränderung des eigenen Lebens, des Lebens der Gemeinschaft und der Gesellschaft gefragt. Und die beginnt immer bei uns selbst. Die Menschen mit tiefen Verwundungen wie im Milieu und auf der Gasse müssen zuerst die Liebe erfahren, die Annahme erleben, die Zuneigung und Zärtlichkeit kosten. Wir begreifen alle Menschen als aus Gott geboren und von ihm ins Dasein gerufen. In ihnen wohnt Gott. Er sät, lässt wachsen und gedeihen. Davon haben wir Ehrfrucht. ◆



Die 48-jährige Schwester Ariane Stocklin wuchs selbst mitten in der Stadt Zürich auf – »in der Zeit des Letten, Platzspitzes und der Krawalle«, wie sie sagt. Seit 2000 ist sie »Schwester in der Welt« (geweihte Jungfrau, nicht in einer Ordensgemeinschaft lebend), ein Jahr später gründete sie den Verein »incontro«. Seither setzt sie sich für Menschen am Rande der Gesellschaft ein, zuerst für Kinder und Jugendliche aus schwierigen familiären und sozialen Verhältnissen, seit 2017 als Gassenarbeiterin und Seelsorgerin im Zürcher Langstrassenquartier. Zahlreiche humanitäre Einsätze führten sie zwischen 1997 und 2018 nach

Russland und in die Ukraine. Schwester Ariane ist diplomierte Theologin, machte eine Leadership-Ausbildung an der NBW und ein Studium der psychologischen Beratung und Gesprächsführung in einem Spin-off-Programm der Universität Zürich.

»Auf dem Dorf, zwischen Kuhstall und Coiffeurladen« sei er aufgewachsen, beschreibt Pfarrer Karl Wolf, 66 Jahre alt, seine Herkunft. 1975 kam er durch franziskanische Gassenarbeit zur katholischen Kirche, studierte in Frankfurt Sankt Georgen Philosophie und Theologie und ist seither der Gemeinschaft Sant'Egidio in Rom verbunden. 1980 trat er seine erste Stelle als Pfarrer an. Es folgten diverse Ausbildungen: in Exerzitenleitung in Frankfurt, in Heilpraktischer Psychotherapie in Heppenheim, in Tanztherapie an der Karlsuniversität in Prag und in Analytischer Psychologie am C.G. Jung Institut in Küsnacht. Neben seinem Engagement für den Verein »incontro« ist Karl Wolf zurzeit in der Praxis am Hegibach in Zürich als Psychoanalytiker tätig, unterrichtet Psychologie an der Theologischen Hochschule Chur und ist seit 2002 Pfarrer in Küsnacht.

Braucht es einen Mindestlohn für die ganze Schweiz?

Das Thema Mindestlohn sorgt immer wieder für rote Köpfe. Im Juni wurde im Kanton Basel-Stadt ein Mindestlohn von 21 Franken von den Stimmbürger*innen gutgeheissen. Hat das Votum sozialpolitische Signalwirkung für die ganze Schweiz?



FOTO: ZVG

Pascale Meschberger ist Ärztin und Mitglied der SP-Fraktion im Landrat Baselland

Ja, wer arbeitet, muss vom Lohn leben können

Der bisher in einigen Kantonen beschlossene Mindestlohn berechnet sich auf Basis der Richtlinien für die Ergänzungsleistungen, womit ein Mensch über der Armutsgrenze leben kann. Ein Urteil des Bundesgerichts bestätigt, dass die Einführung des Mindestlohns aus sozialpolitischen Gesichtspunkten zulässig ist. Er ist mit dem

verfassungsmässig garantierten Grundsatz der Wirtschaftsfreiheit vereinbar.

Im Unterschied zu zahlreichen europäischen Ländern kennt die Schweiz keinen Mindestlohn für alle Arbeitnehmenden. In einigen Branchen existiert zwar ein Gesamtarbeitsvertrag GAV. Allerdings sind nur zwei von fünf Angestellten solchen Verträgen unterstellt. Mit dem Mindestlohn wird insbesondere dem Problem der »Working Poor« begegnet – in der Schweiz 4,2 Prozent der Erwerbstätigen, mehrheitlich Frauen.

Arbeitstätige müssen genügend für ihren Lebensunterhalt verdienen, ohne zusätzlich von der Sozialhilfe abhängig zu sein. Es kann nicht sein, dass Firmen von der Auszahlung tiefer Löhne profitieren und so indirekt durch den Staat subventioniert werden.

Zudem geht es um Fairness gegenüber den Mitarbeitenden, aber auch gegenüber anderen Geschäften, welche korrekte Löhne bezahlen. Die bisherigen Erfahrungen aus der Romandie sind positiv. Leider existieren bisher kaum Studien.

Nach Annahme des Mindestlohns von 21 Franken in Basel-Stadt werden einzelne Deutschschweizer Kantone dem positiven Beispiel folgen.

Ich bin davon überzeugt, dass in einigen Jahren der Mindestlohn in der ganzen Schweiz eingeführt werden muss und wird. ◆

Nein, lieber ein Lohn als gar keiner

Mit 76 Prozent der Stimmen lehnte der Soverän 2014 einen nationalen Mindestlohn ab. Trotz des klaren Volksverdikts werden nun Mindestlöhne in den Kantonen eingeführt, zuletzt in Basel mit 21 Franken pro Stunde.

Die Festsetzung der Löhne ist nicht Aufgabe des Staates, sondern Sache der Arbeitgebenden, ihrer Mitarbeitenden und der Sozialpartner. Gerade dank der funktionierenden und erfolgreich gelebten Sozialpartnerschaft in der Schweiz profitieren wir alle von einer tiefen Arbeitslosigkeit.

Mit den Mindestlohninitiativen wird dieser Dialog untergraben. Ein staatliches Lohndiktat, das undifferenziert alle über den gleichen Leisten schlägt, bedroht Unternehmen, Arbeitsplätze und ganze Existenzen. Gerade kleine und mittlere Unternehmen (KMU), die 99,8 Prozent der Schweizer Unternehmen ausmachen, sind besonders betroffen.

Der Arbeitsmarkt hat seine Integrationsleistung längst unter Beweis gestellt und verfügt über ein Netz von weitreichenden sozialen Sicherheiten. Die Mindestlohninitiative trifft nun genau jene, welche die Initianten angeblich schützen wollen. Sie nimmt Jugendlichen vor dem Berufseinstieg Perspektiven und erschwert Menschen den Wiedereinstieg ins Berufsleben. Auch weniger gut Qualifizierten werden unnötig Steine auf ihren Weg in den Arbeitsmarkt gelegt und Firmen dürften Studierenden, die einen Ferienjob suchen, weniger Möglichkeiten anbieten. Gewisse Gruppen von Leuten werden gar nicht mehr eingestellt. Mindestlohninitiativen entpuppen sich als sozialpolitischer Bumerang, weil sie die Arbeitsmarktintegration und den Berufseinstieg erschweren. Lieber ein Lohn als gar nichts. ◆



FOTO: ZVG

Dieter Kläy, Ressortleiter Arbeitsmarkt, Schweizerischer Gewerbeverband sgv

KOLUMNE VON ROYA BLASER

Freiheit ist Dienstbarkeit vor Gott

Die Bahá'í glauben, dass jeder Mensch edel und ein »Bergwerk reich an Edelsteinen von unschätzbarem Wert« ist. Sein wahres Potenzial kann durch Erziehung entwickelt werden – sie trägt nicht nur zur Entwicklung des Einzelnen bei, sondern ermöglicht der gesamten Menschheit, hiervon zu profitieren. Dies ist vergleichbar mit der Freiheit: Wenn beispielsweise jedem alles erlaubt ist, geht die Auswirkung ebenfalls über das einzelne Individuum hinaus. Die Grenze der persönlichen Freiheit zu finden, welche eine bestmögliche Entfaltung des Einzelnen und der Gemeinschaft bewirkt, ist eine tiefgreifende Herausforderung.

Aber wo finden wir diese Freiheit? Warum könnte es helfen, sich der Welt des Geistes zuzuwenden? Um die Welt des Geistes erkennen zu können, müssen wir uns auf die Suche nach Wahrheit begeben. Hierbei ist es aus Bahá'í-Sicht unabdingbar, selbstständig, also mit eigenen Augen und nicht mit den Augen anderer zu suchen oder blind der Tradition zu folgen. Die Freiheit, selbstständig nach Wahrheit suchen zu können, ist für mich gleichbedeutend mit der Freiheit des Wissens. Diese lässt sich nicht bändigen und ist aus Bahá'í-Sicht schützenswert. Um uns stetig auf die Welt des Geistes auszurichten, müssen wir unsere Seelen nähren. Wie sieht diese geistige Nahrung aus? Der Bahá'í-Glaube gibt Antworten auf diese Frage, indem er uns sagt, dass die Seele durch Gebete genährt werden kann, durch eine Reflektion über Heilige Schriften und klare Gebote, die in allen Religionen zu finden sind, durch den Aufbau von Beziehungen zu anderen und einen Beitrag zur Besserung der Welt.

Bahá'u'lláh, der Stifter des Bahá'í-Glaubens, offenbarte hierzu: »Befolgt die Menschen, was wir aus dem Himmel der Offenbarung auf sie herabsandten, so erlangten sie sicherlich vollkommene Freiheit. Die Menschheit als Ganzes muss entschlossen dem folgen, was ihr offenbart und gewährt ist. Dann, nur dann wird sie zu wahrer Freiheit gelangen.«



Roya Blaser ist diplomierte Architektin ETH-Z und Mitglied der Bahá'í Gemeinde Schweiz.

Für die Rubrik **WertLos** lost die Redaktion einen Wert aus, der in den Religionen wichtig ist, und beauftragt eine*n Autor*in.



Was bedeutet in diesem Zusammenhang Gehorsam gegenüber dem Gesetz Gottes? Was geschieht, wenn wir die Gesetze Gottes nicht einhalten? Ist dadurch der sich selbst und anderen zugefügte Schaden vor Gott gleich? Beides ist verwerflich.

Zudem dürfen wir darauf vertrauen, dass das Gesetz Gottes das Beste für uns bereithält, individuell und kollektiv. Denn der Zweck der Offenbarung Gottes durch seine Gesandten wie Moses, Buddha, Jesus, Mohammed oder Bahá'u'lláh ist die Erziehung der Menschen.

Bahá'u'lláhs Erläuterungen fordern deutlich eine Überprüfung der heute herrschenden Vorstellungen. Soll die Freiheit so weit gehen, wie wir dies im zeitgenössischen westlichen Denken auslegen? Wo beschränkt die Freiheit unsere Entwicklungsmöglichkeiten und wo fördern Schranken der Freiheit unsere Entfaltung? Idee und Praxis der Freiheit sind fließend und dehnbar, so dass in einer gegebenen Situation jeder Mensch die Grenzen der Freiheit anders setzen kann und damit ungewollt die Freiheit eines anderen beschränkt. Ist es da verwunderlich, dass Bahá'u'lláh uns zur Unterwerfung unter Gottes Willen mahnt?

Freiheit, die uns nützt, braucht aus Bahá'í-Sicht Grenzen und ist in vollkommener Dienstbarkeit vor Gott, der Ewigen Wahrheit, zu finden.

Aus diesem Blickwinkel betrachtet, bringt die Freiheit Rechte, aber auch Pflichten mit sich. Das Recht auf Bildung und die Verantwortung, zu wachsen und zum Wohlergehen aller beizutragen, gehen Hand in Hand; das Recht, geliebt, respektiert und ermutigt zu werden, geht mit der Verantwortung einher, anderen dieselbe Fürsorge zu erweisen. Genauso wie jeder Einzelne nicht isoliert von anderen lebt, werden seine Rechte im Umfeld anderer ausgeübt. Wahre Freiheit erlaubt es allen, in Harmonie zu leben und zu wachsen. ◆



Marc Chesney: »Man muss begreifen, dass Ökonomie eine soziale Wissenschaft ist.«

»Wir wollen Licht ins Dunkel bringen«

Finanztransaktionen besteuern statt Arbeit und Konsum: Eine Volksinitiative schlägt die Einführung einer Mikrosteuer auf elektronische Zahlungen vor. Economiesuisse sieht rot. Fragen an Finanzprofessor und Mitinitiant Marc Chesney

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: *Marc Chesney, Mehrwertsteuer, Bundessteuer und Stempelsteuer wollen Sie ersetzen durch eine Mikrosteuer. Die Mikrosteuer-Initiative will auf den gesamten bargeldlosen Zahlungsverkehr eine Steuer von maximal 5 Promille erheben, also 0,5 Prozent. Was bedeutet das für eine Familie mit zwei Kindern?*

Marc Chesney: Nach unseren Berechnungen würde eine vierköpfige Familie mit einem Jahreseinkommen von 100 000 Franken mit der Einführung der Mikrosteuer zirka 4000 bis 4500 Franken pro Jahr weniger Steuern zahlen, da Mehrwertsteuer und direkte Bundessteuer wegfallen würden. Bei einer Transaktion von 1000 Franken fiel im

ersten Jahr eine Mikrosteuer von 0,05 Prozent an, also 5 Rappen. Das ist fast nichts ...

... eine Entlastung für untere und mittlere Einkommen...

Marc Chesney: ...die Mikrosteuer würde diese Einkommen proportional stärker entlasten als besserverdienende Haushalte. Das ist ein springender Punkt unserer Initiative. Die Allermeisten erhalten ihren Lohn und zahlen ihre Rechnungen, ihre elektronischen Transaktionen sind überschaubar. Die Superreichen hingegen machen viel mehr Finanztransaktionen, was proportional zu einer höheren Mikrosteuer führt. Zur Veranschaulichung, in den 60er Jahren verblieb eine Aktie im Durchschnitt sieben, acht Jahre im Portfolio eines Aktionärs, heute sind es nur noch ein paar Minuten. Tatsächlich gibt es heute viele Transaktionen, die in Millisekunden getätigt werden und die von der Realwirtschaft abgekoppelt sind. Vor diesem Hintergrund sprechen wir weniger von Kapital, sondern eher von Wetteinsätzen.

Wie soll mit der Einführung einer Mikrosteuer mehr Transparenz erreicht werden?

Marc Chesney: Der Finanzverkehr ist eine Blackbox, weil nicht alle Daten zugänglich gemacht werden. So haben wir zum Beispiel keinen Zugang zu den Transaktionen, die bankintern zwischen den verschiedenen Filialen oder Kunden einer Bank generiert werden. Wir haben nicht genug Zugang zu Daten, die durch den Handel mit Derivaten entstehen, die durch Kryptowährungen entstehen, und, und, und. Daher sind nur Berechnungen möglich, die eine ungefähre Annäherung an die Realität erlauben. Wegen dieser Intransparenz ist es ein wichtiges Ziel der Initiative, Licht ins Dunkel des Zahlungsverkehrs zu bringen. Die Mikrosteuer-Initiative will die Nationalbank verpflichten, monatlich eine Liste der Daten zu veröffentlichen, die den gesamten Zahlungsverkehr offenlegt.

Es ist demnach unklar, ob die Einkünfte des Staates durch die Mikrosteuer ausreichen, um Mehrwertsteuer, Bundessteuer und Stempelsteuer zu ersetzen?

Marc Chesney: Nach unseren Berechnungen umfasst der Finanzverkehr ungefähr 150mal so viel wie das Schweizer Bruttoinlandsprodukt (BIP), das 2020 702,2 Mrd. Franken betrug. Darum werden wir erst nach einem Jahr mit einem Mikrosteuer-Satz von 0,05 Promille genau wissen, wie hoch der Zahlungsverkehr tatsächlich

ist und wie viel die Mikrosteuer einbringt. Danach können wir den Zinssatz anpassen, z. B. in Richtung 0,1 Prozent, also einen Franken Mikrosteuer auf bargeldlose Transaktionen in Höhe von 1000 Franken. Vielleicht können wir die Mikrosteuer aber auch senken, wenn die Steuereinkünfte ausreichen, um Schritt für Schritt Mehrwertsteuer und Bundessteuer zu ersetzen.

Economiesuisse behauptet, mit der Einführung einer Mikrosteuer in der Schweiz würde das grosse Geld aus der Schweiz abwandern, um der Besteuerung zu entgehen. Ist diese Befürchtung realistisch?

Marc Chesney: Das Volumen von elektronischen Transaktionen umfasst mindestens 100 000 Mrd. Franken. Wenn ein Mikrosteuersatz von 0,1 Prozent auf dieses Zahlungsverkehrsvolumen erhoben wird, hätten wir 100 Mrd. Steuereinnahmen pro Jahr. Das reicht gut, um die Steuerausfälle von 47 Mrd., die die drei erwähnten Steuern verursachen, zu kompensieren. Wenn es wegen einer Verlagerung ins Ausland weniger Transaktionen gäbe, wäre das für die Schweiz besser, weil das aktuell riesige Volumen von elektronischen Transaktionen Systemrisiken erzeugt. Ausserdem ist nicht auszuzuschliessen, dass nach einer Etablierung der Mikrosteuer Unternehmen zuwandern, weil die Steuerkonditionen in der Schweiz möglicherweise einfacher, transparenter, kurz, besser sein werden als in ihren Stammländern.

Economiesuisse kritisiert, dass die Einnahmen durch die Mikrosteuer die Bundeseinnahmen durch Mehrwertsteuer und Bundessteuer nicht ersetzen könnten...

Marc Chesney: ... wenn das Volumen von elektronischen Transaktionen sinkt, sollte der Satz angepasst werden. Z. B. wenn es 50 Prozent weniger Transaktionen gibt,

sollten wir mit einem Mikrosteuersatz von 0,2 Prozent anstelle von 0,1 Prozent arbeiten, um die gleiche Summe, nämlich 100 Mrd. Franken zu erzeugen. Es gibt also bei der Festsetzung des Satzes viel Spielraum.

Kann mit einer Mikrosteuer mehr Gerechtigkeit im Blick auf die Verteilung des Reichtums erreicht werden?

Marc Chesney: Zunächst: die Mikrosteuer ist nicht die Lösung all unserer Probleme, sondern ein Beitrag. Ich sage auch nicht, mit der Mikrosteuer könnten alle anderen Steuern abgeschafft werden. Zugleich ist es keine Überraschung, dass Economiesuisse gegen die Mikrosteuer ist. In diesem Kontext vertritt dieser Verband die beiden Schweizer Grossbanken und die Six-Gruppe der börsenkotierten Unternehmen. Diese drei Einheiten erzeugen eine riesige Menge an Transaktionen, für die sie Gebühren in Rechnung stellen. Folglich macht die Six-Gruppe mit Transaktionen Gewinne. Mit anderen Worten: die Mikrosteuer existiert bereits in Form von Gebühren, allerdings mit dem Unterschied, dass diese Gewinne in die Taschen der börsenkotierten Privatunternehmen fliessen. VISA zum Beispiel berechnet 2 Prozent Gebühren auf jede Transaktion mit der Karte, die Banken profitieren von kleineren Gebühren. Der Punkt ist, dass diese Gebühren nicht auf dem Konto dieser Privatunternehmen landen sollten, sondern auf dem Konto der öffentlichen Akteure des Bundes. So können sie der breiten Bevölkerung zugutekommen. Das können wir mit der Einführung einer Mikrosteuer auf den Weg bringen.

Welche Auswirkungen hätte eine Mikrosteuer für Superreiche?

Marc Chesney: Elon Musk wurde am 20. Juli 2020 um 13 Mrd. Dollar reicher. Möglich wurde das nicht zuletzt durch die Politik der FED, der US-amerikanischen Zentralbank, die grosse Summen in den Finanzsektor investiert. Folge: die Aktienkurse von gewissen Unternehmen wie Google oder Amazon sind stark gestiegen. Der Zuwachs von 13 Mrd. hat also nicht zuerst mit der Leistung von Elon Musk als Unternehmer zu tun. Solche Gewinne sind nur möglich, weil die Finanzpolitik von der ökonomischen Realität abgekoppelt ist. In solchen Fällen wird die Mikrosteuer nur teilweise helfen. Wir brauchen aber eine Lösung, weil es nicht sein kann, dass eine Person an einem Tag 13 Mrd. Dollar reicher wird, was ca. das Doppelte

von dem entspricht, was 1,3 Mrd. Afrikaner zusammen an einem Tag verdienen.

Ist die ungleiche Verteilung eine Gefahr für Demokratie und Rechtsstaat?

Marc Chesney: Man darf nicht vergessen, was in den 1930er Jahren in Deutschland, in Europa passiert ist. Armut und Arbeitslosigkeit bereiteten den Boden für Demagogen und Diktatoren. Wir müssen anpassen, dass sich das nicht wiederholt.

In Ihrem Buch »Die permanente Krise« erklären Sie, dass der Finanzsektor die Wirtschaft beherrscht und die Gesellschaft erpresst. Wie passt der aktuelle Greensill-Skandal der Credit Suisse in dieses dunkle Szenario?

Marc Chesney: Credit Suisse ist systemisch. Die Verantwortung der Bank wäre zumindest, dass sie die Bevölkerung und die Regierung über ihre Geschäftstätigkeiten inklusive die damit verbundenen Risiken informiert. Wenn die Bankangestellten, die Kunden, die Steuerzahler für diese Risiken haften, dann müssen sie zumindest wissen, was vor sich geht, und dies nicht erst, wenn es zu spät ist. Es kann nicht sein, dass wir bei Schieflagen der Credit Suisse oder der UBS regelmässig zur Kasse gebeten werden. Ausserdem sollte der Zahlungsverkehr, wie saubere Luft oder der Nah- und Fernverkehr, als öffentliches Gut betrachtet werden. Heute ist es leider nicht der Fall. Der Zahlungsverkehr ist privat organisiert und zu teuer für die Gesellschaft.

Was braucht es, damit sozial verantwortlicher Umbau von Börse und Finanzwirtschaft mehr politisches Gewicht erhalten?

Marc Chesney: Sehr wichtig ist, dass Bürger und Politiker diese Anliegen ernst nehmen. Das verlangt eine gewisse Ausbildung. Dazu kommt, dass die Lehren aus der Finanzkrise 2008 auch auf universitärer Stufe noch nicht wirklich gezogen worden sind. Man muss endlich begreifen, dass Ökonomie eine soziale Wissenschaft ist. Statt von Preisen sollte man an allererster Stelle von Werten sprechen, die der Ökonomie zugrunde liegen und verstehen, dass das, was wirklich Wert hat, keinen Preis hat. Wichtige Fragen wie die soziale Frage müssen folglich interdisziplinär angegangen und diskutiert werden – eine Bereicherung für die Gesellschaft und die Wirtschaft, die ihr dienen muss. ◆

Marc Chesney, Die permanente Krise. Der Aufstieg der Finanzoligarchie und das Versagen der Demokratie, Versus-Verlag 2019

Mikrosteuer-Initiative

- Bund zieht auf jeglichen bargeldlosen Zahlungsverkehr eine Mikrosteuer ein
- Steuersatz: 0,05 Promille im ersten Jahr, dannach maximal 5 Promille
- Mikrosteuer ersetzt Mehrwertsteuer, Bundessteuer und Verrechnungssteuer
- der Steuerertrag wird zur Finanzierung der Aufgaben des Bundes und für die Kompensation der Kantone eingesetzt (...)

Mehr Infos zu Kampagne, Unterschriften:
<https://mikrosteuer.ch/>



Tödliches Schauspiel am Tel Aviver Nachthimmel: Die Hamas schießt Raketen aus dem Gazastreifen nach Israel (rechts), Israel lässt Abfangraketen steigen (links)

Von Christian Urech

Vom 10. bis zum 21. Mai 2021 tobte zwischen militanten Palästinensern und israelischen Sicherheitskräften ein blutiger Konflikt, bei dem 240 Menschen ums Leben kamen. Seit dem 21. Mai gilt eine Waffenruhe. Das heisst aber nicht, dass seither Frieden herrscht. Die Lage in Israel und Palästina bleibt explosiv, das Pulverfass kann jederzeit erneut explodieren.

Instabile Regierung

»Zweifelloos ist der Palästinakonflikt wieder aktueller geworden«, bestätigt Hans-Lukas Kiefer, Nahostspezialist und Historiker an den Universitäten von Zürich und Newcastle, Australien. »Zudem scheint mit dem Abtreten von Netanyahu eine durch rechtsgerichteten Zionismus geprägte Ära zu Ende zu gehen, die den Friedensprozess der 1990er-Jahre abgelehnt hat.« Erstmals ist eine arabisch-israelische Partei an der Regierung beteiligt (*Raam, Vereinigte Arabische Liste*). Das sei noch kein Wunder, aber erste Schritte in Richtung gemeinsamen Pragmatismus könnten nun möglich werden.

Seit mehr als zwei Jahren hat Israel keine stabile, funktionierende Regierung mehr. Viermal mussten die Wahlberechtigten seit 2018 ein neues Parlament wählen. Nach jeder Wahl scheiterte Premierminister Benjamin Netanjahu mit der Regierungsbildung. Gleichzeitig wurden die Korruptionsvorwürfe gegen ihn immer konkreter: Netanjahu muss sich wegen Bestechung, Betrugs und Machtmissbrauchs vor Gericht verantworten. Nachdem der Premier erneut keine Regierungsmehrheit zustande gebracht hatte, bekam sein Gegenspieler Jair Lapid den Auftrag, eine Regierung zu bilden. Er hatte mit seiner Mittepartei *Yesh Atid* nach Netanjahus *Likud* am zweitmeisten Stimmen erhalten. Dann überstürzten sich die Ereignisse: Ausschreitungen in Jerusalem, Raketen der in Gaza regierenden Hamas auf Israel, elf Tage Krieg zwischen Israel und der Hamas, brutale gegenseitige Gewalt jüdischer und arabischer Extremisten in Israels Städten.

Auch Schweizer Muslime empfanden die Erstürmung der Al-Aqsa-Moschee in Jerusalem am 10. Mai als Provokation –

und das in der wichtigsten Zeit für Muslime, dem Monat Ramadan. »Gerade die Nächte des letzten Drittels des Ramadan haben eine noch höhere Bedeutung für uns. Das hat natürlich dazu geführt, dass Muslime auch in der Schweiz mitfühlten«, sagt Muris Begovic von der *Vereinigung Islamischer Organisationen* in Zürich VIOZ.

Netanjahus Gegner mussten ihre Koalitionsgespräche vorerst abbrechen. Nach der Waffenruhe zwischen der *Hamas* und Israel rechnete Netanjahu mit einer Welle der Unterstützung – schliesslich hatte er sich als Beschützer Israels inszenieren können. Doch er verkalkulierte sich. Seine Gegner nahmen die Koalitionsgespräche erfolgreich wieder auf; seit dem 13. Juni bildet die Koalition die Regierung unter dem neuen Ministerpräsidenten Naftali Bennett (in Rotation mit Jair Lapid). Wie stabil die neue Regierung mit den so unterschiedlichen Koalitionspartnern allerdings sein wird, wird sich noch weisen müssen.

Als Premier hatte der sich immer unverhohlener als Autokrat gebärdende Netanjahu das Justizsystem unterhöhlt und kritische Stimmen als »antisemitisch« und

»anti-israelisch« gebrandmarkt. Zudem hatte er sich wenig um die Alltagssorgen seines Volkes gekümmert und sich immer mehr in die Abhängigkeit ultrareligiöser, frauenfeindlicher und rassistischer Kräfte begeben, um an der Macht zu bleiben. Mit der Vereidigung der neuen Regierung im Parlament ist die Ära Netanjahu vorerst beendet.

»Gegenseitiges Vertrauen«

Wie wirkt sich die erneute Eskalation in der Auseinandersetzung zwischen Israel und den Palästinensern auf das Verhältnis der Juden und Muslime in der Schweiz aus, aber auch auf das Verhältnis der beiden Religionsgruppen zur Mehrheit der Schweizer Bevölkerung?

Jonathan Kreutner, Generalsekretär des *Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds* (SIG), und Pascal Gemperli, Mediensprecher der *Föderation Islamischer Dachorganisationen* (FIDS), schätzen sich. Sie sind seit Jahren im Austausch. Doch die Gemütslage in ihren Glaubensgemeinschaften ist sorgenvoll und angespannt – auf beiden Seiten. Es gibt Leute, die emotional sehr betroffen sind, teilweise auch persönlich über familiäre Bindungen.

Die beiden erinnern sich zurück. Wie schnell die Beziehung auch in der Schweiz Risse bekommen kann, sahen sie 2014 während des letzten Gazakriegs. In vielen Städten weltweit gab es Proteste, teilweise auch gewaltsame. In der Schweiz wurde offen zu Gewalt gegen Jüdinnen und Juden aufgerufen – so wie es auch im Mai dieses Jahres geschehen ist. Die jüdischen und muslimischen Dachorganisationen publizierten damals ein gemeinsames Statement, das viel Beachtung fand, weil es zeigte, dass der Dialog zwischen den beiden Religionsgruppen in der Schweiz auch in schwierigen Zeiten weitergeführt wird. Inzwischen sei das gegenseitige Vertrauen sogar gewachsen, weil man sich besser kenne.

Der Nahost-Konflikt sei sicherlich eine starke Belastungsprobe für die jüdisch-muslimischen Beziehungen, das gehe auch Muslimen und Juden in der Schweiz so, meint Amir Dziri vom *Schweizerischen Zentrum für Islam und Gesellschaft* an der Uni Fribourg. »Viele haben unmittelbare Kontakte vor Ort und erleben den Konflikt dadurch sehr hautnah und leidvoll mit. Es scheint aber gleichzeitig Konsens zu sein, dass es sich primär um einen politischen Konflikt handelt und keinen religiösen.« Ausschlaggebend für den

Nahost-Konflikt sei eine besondere historische Konstellation, die aber keinesfalls repräsentativ sei für die lange Geschichte des jüdisch-muslimischen Zusammenlebens. »Juden und Muslime in der Schweiz pflegen einen sehr engen Austausch, auf Verbandsebene, zwischen Gemeinden, in interreligiösen Dialogbegegnungen oder auf der Ebene von Jugendorganisationen. Vielen Juden und Muslimen wird dadurch bewusst, wie viel Gemeinsamkeiten sie teilen. Dieses Vertrauensverhältnis, das in den letzten Jahren von vielen jüdischen und muslimischen Akteuren in der Schweiz gemeinsam aufgebaut wurde, hilft enorm, die aktuelle Belastungsprobe durchzustehen und eben auch zuzulassen, dass es unterschiedliche Perspektiven und Meinungen bezüglich der Situation im Nahen Osten gibt, gerade auch innerhalb von Muslimen und Juden selbst.«

Eine gewisse Zunahme der Spannungen sei wahrscheinlich, doch vieles hänge von der Qualität und Ehrlichkeit öffentlicher Diskussion und Information ab, »damit Feindschaften, Hass und Hassrede nicht überhand nehmen«, meint Hans-Lukas Kieser zu dieser Frage. Doch müsse man jeweils klären, was mit Allgemeinbegriffen wie Antisemitismus oder Islamophobie im konkreten Fall gemeint sei. Eine dramatische Gefahr sehe er nicht, da in der Schweiz verlässliche Informationen von verschiedenen Seiten offen zugänglich seien und diskutiert werden könnten. Auch fühlten sich die meisten massgeblichen Instanzen – Medien, Parteien, Institutionen – dem Buchstaben und Geist des Antirassismuses einigermassen verpflichtet.

»Instrumentalisierungsgefahr«

Nimmt Antisemitismus, aber auch Moslemfeindlichkeit durch den Nahost-Konflikt in der Schweiz zu? »Für den Moment können wir keine Veränderungen in den Einstellungen gegenüber Juden und Muslimen feststellen«, sagt Jonathan Kreutner. Es sei durchaus vorstellbar, dass auch in diesen letzten Wochen die angespannte

»Es handelt sich primär um einen politischen Konflikt

Amir Dziri

Lage im Nahen Osten zu einer Verstärkung feindlicher Haltungen geführt habe. Dies habe jeweils die letzten Male, wenn der Konflikt eskaliert sei, beobachtet werden müssen. Aber das bleibe Spekulation.

Antisemitismus sei nicht zu dulden, egal ob dieser von Muslimen, Christen, Atheisten oder sonst jemanden ausgehe, sagt Muris Begovic. »In diesem Sinne können antisemitische Denkmuster, die bei bestimmten Muslimen vorhanden sein mögen, weder religiös noch historisch begründet werden.« In der muslimisch geprägten Welt bestehe eine sehr lange Tradition der Toleranz und des Zusammenlebens von Juden und Muslimen, die erst im 20. Jahrhundert Brüche bekommen habe, aber an vielen Orten auch weiterhin existiere. In letzter Zeit fokussiere sich die öffentliche Wahrnehmung auf einen »zunehmenden Antisemitismus muslimischer Ausprägung«, wodurch ein weiteres pauschalisierendes Ressentiment gegen Muslime geschürt werde. »Es ist aber überhaupt nicht hilfreich, Antisemitismus mittels antimuslimischen Rassismus zu bekämpfen.« »Alte« und »neue« Muster eines gesamtgesellschaftlich verbreiteten Antisemitismus seien nicht zuletzt mit der Corona-Pandemie reaktiviert wurden.

In der allgemeinen Öffentlichkeit herrsche oft ein Bild vor, Juden und Muslime seien nicht in der Lage, zu einer Konfliktlösung beizutragen, sagt Amir Dziri. Dass sie gar im Gegenteil durch ihre Religionen den Konflikt weiter anheizen würden, nicht friedens- und gemeinwohlfähig seien. »Es gibt durchaus eine Gefahr, dass der Konflikt instrumentalisiert wird, um stereotype Bilder von Muslimen und Juden festzuschreiben und Formen der Menschenfeindlichkeit in der Schweiz dadurch zu begründen.« Gleichzeitig gebe es auch in der schweizerischen Gesellschaft sehr viele differenzierte Stimmen, die sich um eine Unterscheidung der verschiedenen Ebenen des Konflikts bemühen und Vorsicht vor einfachen Antworten oder Pauschalisierungen walten lassen.

Und Hans-Lukas Kieser meint: »Es liegt in der Natur des Konflikts im Nahen Osten, dass er immer wieder durch unterschiedlichste Gruppen instrumentalisiert wird. Es bleibt aber für den Moment festzuhalten, dass die Situation in der Schweiz einigermassen ruhig geblieben ist. Auch haben sich hier doch eher mehr als weniger Stimmen zu Wort gemeldet, die zu Zurückhaltung und gegenseitigem Respekt aufrufen.«

► **Bern. Religion und Raum.** »Als heilig bezeichnete Orte in der Natur oder von Menschen erbaute Räume gibt es praktisch in allen Religionen. (...) Viele religiöse Bauwerke dominieren auch ihre Umgebung und senden eine Botschaft nach aussen. Religiöse Räume waren schon immer wichtige Faktoren im Zusammenleben der Menschen. Religion formt soziale Räume, Umgangsformen, soziale Verpflichtungen und Abstände. Nicht zuletzt spielt sich Religion in unseren inneren Räumen ab. Ängste sollen beschwichtigt, Fragen beantwortet, Einsamkeit überwunden werden«, heisst in der Broschüre. Die Ausstellung ist bis Ende September in Bern im Haus der Religionen – Dialog der Kulturen zu sehen, Öffnungszeiten: Di-Sa, 9 - 17.00 Uhr, Europaplatz 1, Bern, Tel. 031 380 51 00.

► **Luzerner Friedensmeditation.** Mit Gebeten aus aller Welt, gemeinsam mit Menschen, die unterschiedliche religiöse Hintergründe haben. Chorraum der Hofkirche Luzern, 26. August, 19.15 Uhr.

► **Interreligiöses Frauenparlament** in Bern. Was bedeutet es für religiöse Frauen, in einer pluralen und zunehmend säkularisierten Gesellschaft zu leben? Welche Entwicklungen, welche Schwierigkeiten und Chancen sind aktuell auszumachen. Wir wollen darüber diskutieren, wie frauenfreundliche Entwicklungen und Orte gestärkt werden und auf welche Weise dies gemeinsam mit Frauen anderer Religionsgemeinschaften, mit Frauen der jüngeren Generation, geschehen kann. Mit: Heidi Rudolf, Angela Büchel Sladkovic, Laavanja Sinnadurai, T. Tolma Sumukkha, Asmaa Dehbi, Suzanne Schild, Magdalena Zimmermann, 29. August, 10.00 Uhr, Haus der Religionen, Europaplatz 8, Bern; Anmeldung: info@interrel-frauenparlament.ch.

► **Fluchtwege und jüdisches Museum in Hohenems.** Ein historischer Spaziergang auf den Spuren von jüdischen Flüchtlingen im Zweiten Weltkrieg. Leitung: Tabitha Walther, Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog ZIID, und Peter Bollag, Israelitische Gemeinde Basel. 13. Sept., Treffpunkt am Bahnhof Hohenems, 11.30 Uhr. Anmeldung: 044 341 18 20; info@ziid.ch.

► **Shtisel.** Filmkurs mit Hintergrund-Erklärungen zum Film mit Rabbiner Moshe Baumel. Die Netflix-Serie gewährt Einblick in das Alltagsleben von orthodoxen Juden. Der Kurs will die Andeutungen im Film und die Lebenswirklichkeit der charedischen Gesellschaft besser verständlich machen. Im ersten Teil jeder der 12 Lektionen wird zuert gemeinsam eine Serie geschaut und im Anschluss mit dem Basler Rabbiner besprochen. 12 x Donnerstag, 19.30 Uhr, 7., 14., 20.(!) und 28. Oktober, Gemeindesaal der Israelitischen Gemeinde Basel, Leimenstrasse 24, weitere Infos und Anmeldung via juedisch-christliche-akademie@gmx.ch

Plattform gegen Halbwahrheiten und Vorurteile

Mit religion.ch ist eine neue Internetplattform online, »die mit Sachwissen und Meinungsaustausch gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen wie religiösem Analphabetismus, Intoleranz und Rassismus entgegenwirken will«. Keine Frage, der Reflexionsbedarf in Sachen Zusammenleben der Religionen ist in den letzten Jahren kontinuierlich gewachsen. Gesellschaftlich festmachen liesse sich dies am »Trend der Pluralisierung und Individualisierung«, begrüsst *Iras Cotis*-Vizepräsident Toni Bernet-Strahm die Gästeschar, die sich zur Lancierung der neuen interreligiösen Plattform religion.ch in der Zürcher Paulus-Akademie anfangs Juli eingefunden hatte. Und der reformierte Pfarrer Christoph Knoch, Vorstandsmitglied von *Iras Cotis*, erklärte: »Vielfach

kursieren Halbwahrheiten und setzen sich Vorurteile gegenüber anderen Religionen in den Köpfen fest.«

Hier hakt die neue Plattform religion.ch ein. Redaktionsleiterin Rafaela Estermann betonte: »Wir möchten stereotypen Vorstellungen von Religion und religiösen Menschen entgegenwirken und zu einem guten und friedlichen Zusammenleben von Menschen mit verschiedenen Weltanschauungen beitragen.« So hat religion.ch sich auf die Fahne geschrieben, Sachwissen

zur Verfügung zu stellen, »das sich einerseits auf die Einsichten und Erfahrungen der hierzulande lebenden Religionsgemeinschaften, andererseits auf die Ergebnisse religionswissenschaftlicher Fachstellen stützt«. Ein erster Augenschein auf religion.ch macht Lust auf mehr.

Wolf Südbeck-Baur



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

VIOZ kritisiert scharf das neue SVP-Papier zum Islam

Das schweizerische Religionsverfassungsrecht soll nach Ansicht des *Verbands Islamischer Organisationen im Kanton Zürich VIOZ* »weiter unterminiert werden«. Die VIOZ kritisiert insbesondere ein Positionspapier der *SVP Schweiz* zum Islam und Islamismus in der Schweiz, das kurz nach der Überweisung eines Postulats der *Sicherheitspolitischen Kommission des Ständerats* publiziert worden ist. Mit dem Postulat wird der *Bundesrat* aufgefordert, einen Bericht zu einem Bewilligungsverfahren und einem öffentlichen Register für Imame sowie einem Auslandsfinanzierungsverbot für Moscheen auszuarbeiten.

Zunächst verweist die VIOZ-Stellungnahme von Ende Juni darauf, dass die Regelung des Verhältnisses von Staat und Religion Sache der Kantone ist. Ein Dorn im Auge ist dem VIOZ allerdings, dass die *SVP Schweiz* »im Widerspruch zur schweizerischen Bundesverfassung neu die Einführung eines spezifischen Islamgesetzes nach österreichischem Vorbild auf Bundesebene« fordert. Inhaltlich gehe es der SVP um ein Verbot ausländischer Imame und SeelsorgerInnen, ein Kopftuchverbot für Minderjährige und Angestellte der

Bundesverwaltung mit Öffentlichkeitskontakt, einschränkende Sonderregelungen in Bezug auf Finanz- und Personalfragen muslimischer Organisationen usw. Was der SVP nicht genehm sei, erhalte den Stempel »Islamismus« oder »politischer Islam«. »Damit soll eine, wie auch immer geartete, 'islamische Gefahr' suggeriert werden«, heisst es in der Stellungnahme.

Vor diesem Hintergrund bezeichnet die VIOZ es als fadenscheinig, wenn das SVP-Papier wörtlich anerkennt, dass »die Mehrzahl der hier lebenden Muslime an die geltenden Gesetze hält und viele von ihnen einen wertvollen Beitrag zum Wohlergehen unseres Landes leisten«. Muslimische Zuwanderer hingegen werden in dem SVP-Papier als »Schlusslichter der Integration« charakterisiert. VIOZ fragt sich »als Schweizer und Zürcher Musliminnen und Muslime angesichts der Ausführungen im neuen SVP-Islampapier, wer sich hier auf der gemeinsamen Grundlage des demokratischen und liberalen Rechtsstaates bewegt«.

Wolf Südbeck-Baur

VIOZ

Führungen und Workshops im Haus der Religionen

Für Gruppen und Gremien beispielsweise von Kirchgemeinden, Pfarreien, kirchlichen Verbänden oder Institutionen etc., die sich für das *Haus der Religionen – Dialog der Kulturen* in Bern interessieren, bietet das Haus am Berner Europaplatz ab dem 16. August wieder Führungen und Workshops an. »Bei einer Führung erläutern wir Ihnen die Grundidee und die Geschichte des Hauses. Gespickt mit Anekdoten des interkulturellen Zusammenlebens, erzählen wir Ihnen während einem Rundgang, wie unser Haus funktioniert«, heisst es einladend auf der Internetseite vom *Haus der Religionen*.

Workshops empfehlen sich für die Gruppen, die eine vertiefte Auseinandersetzung mit einzelnen Religionsgemein-

schaften respektive religionsübergreifenden Themen ins Auge fassen. Das Workshop-Angebot im Haus der Religionen – im Bild rechts spiegelt sich ein Banner in der Eingangsfassade – reicht von »Glaube, Musik und Tanz – Einführung ins Alevitentum«, über »Eine Erde – ein Land? Einführung Bahá'í«, bis hin zu »Shiva Erleben – Einführung Hinduismus«.

Wolf Südbeck-Baur
haus-der-religionen.ch



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Gemeinsam auf dem Weg des Herzens

Der Weg des Herzens bzw. das Herzensgebet ist sowohl in der östlichen als auch in der westlichen Tradition verankert und wird in den monotheistischen wie den asiatischen Religionen praktiziert. »Es sind Übungswege, die heute nur noch wenigen Kreisen bekannt, aber letztlich hochmodern sind«, betont Ursula Bründler, Initiatorin der Veranstaltung. Es sind Ausdrucksformen, die in der Ostkirche ebenso praktiziert werden wie im Sufismus oder in der hinduistischen Tradition des Bhaktiyoga. Die 4. Ranfter Gespräche rufen diese alten Traditionen in Erinnerung und zeigen das Verbindende. Das Eröffnungserferat von *zentrumRANFT*-Direktorin Ursula Bründler befasst sich mit modernen Zugängen zu mystischen Erfahrungen. Kontemplationslehrerin Gisela Bryson stellt die Praxis des Herzensgebets

vor. Dozent Christoph Gellner spricht über die Faszination west-östlicher Spiritualität in der Gegenwartsliteratur und Marianus Bieber, Abt des Benediktinerklosters Niederaltaich, über das Gebet als Weg zur inneren Gotteserfahrung. Am Abend sind 3000 Jahre alte Carnatic-Gesänge zu hören. Dieser Gesang von Brahmanen stammt aus Südindien und entstand aus alten Hindu-Traditionen.

Bereits am Freitagabend findet eine musikalisch umrahmte literarische Lesung mit Werken von Hermann Hesse statt: »Mit dem Erstaunen fängt es an«.

Die 4. Ranfter Gespräche vom 24.-26. September in Flüeli-Ranft können als Package gebucht werden – oder einzelne Tage – inklusive vegetarische Küche und Übernachtungen. Anmeldung und Programm unter zentrumranft.ch. **pd**



FOTO: ZENTRUM RANFT

Brahmanen-Gesänge. 3000 Jahre altes Liedgut ist bei den Ranfter Gesprächen zu hören

Milch & Honig



... spedieren wir an Dominik Gross von *Aliance Sud*. Der Fachverantwortliche für Finanz- und Steuerpolitik begrüsst zwar, dass sich die EU Anfang Juni auf die Einführung eines Public Country-by-Country-Reporting einigen konnten. Idee dahinter: Grosskonzerne müssen in öffentlich zugänglichen Berichten u.a. Daten zu ihren Gewinnen, bezahlten Steuern und Beschäftigten veröffentlichen, aufgeschlüsselt nach sämtlichen Ländern, in denen sie Niederlassungen haben. Gewinnverschiebungen für multinationale Konzerne werden also riskanter. Genug sei das aber nicht, so Gross. Weil das Reporting nur auf die EU beschränkt ist, können »alle Niederlassungen ausserhalb der EU ihren Steueroptimierungspraktiken weiterhin unter Ausschluss der Öffentlichkeit nachgehen«. Gross, dranbleiben.

Frösche & Heuschrecken



... schicken wir kübelweise an die bürgerliche Mehrheit für das verschärfte Bettelverbot, das sie im Basler Grossrat mit 51 zu 43 Stimmen durchdrückten. Verbale Unsäglichkeiten und herabwürdigende Beschimpfungen - »Pack, Seuche, Subjekte«- wurden seit einem Jahr in die Öffentlichkeit geschleudert. Ein Verstoss gegen das Antirassismugesetz. Solche Volksvertreter*innen gehören in kein Parlament und in keine Regierung. Und sind obendrein eine Schande für eine reiche Stadt, wenn Obdachlosigkeit und bettelbittere Armut mit doppelzüngiger Rhetorik instrumentalisiert werden für eigene politische Interessen. Betteln mag hier und da störend sein. Grund zur Verletzung der Menschenwürde darf Betteln aber nicht sein. Jetzt liegt der Ball beim Bundesgericht.

KOLUMNE VON AMIRA HAFNER-AL JABAJI

Gebetsschluss mit vier Buchstaben

A – M – I – N. Ich fülle die leeren Felder waagrecht in mein Kreuzworträtsel ein. »Passt«, denke ich. Aber dann, kommen Zweifel auf: Senkrecht ergibt die Antwort auf »Saugwurm« IGEL, was mir irgendwie seltsam vorkommt. Ich nehme nochmal alle umliegenden Fragen vor und komme wieder auf dasselbe absurde Resultat. Irgendetwas stimmt nicht.

Ich überlege: Ein Igel ist ein Säugetier. Ein Saugwurm ist ein Tier, das saugt. Aber säugt es auch? Wohl eher nicht. Zwei läppische Punkte auf dem »a« können doch keinen so grossen Unterschied machen. Also, angenommen es hiesse Säugwurm, würde das meiner Lösung näherkommen? Nein, denn das würde immer noch bedeuten, dass der Igel ein Wurm wäre. Und ich weiss auch als Zehnjährige, definitiv, dass der Igel kein Wurm ist. Also was zum Kuckuck ist hier falsch? Ich geh mit dem Problem zu meiner Mutter, die »den Fehler« sofort bemerkt. »Es muss AMEN heissen, mit E.« Sie malt die drei Querstriche zum I, und siehe da: aus dem Igel wird ein Egel, und das Problem mit dem Saugwurm ist gelöst.

Was mich damals beschäftigte, fasziniert mich heute: Das Kreuzworträtsel lässt nur AMEN gelten, während wir Muslime am Ende der Fatiha und nach kurzen Bittgebeten gemeinsam »Amin« sagen und zwar mit einem deutlichen, sehr langgezogenen I. Ist das sprichwörtlich sichere Amen in der Kirche ein anderes Wort als das Amen in der Synagoge und das Amin in der Moschee?

Tatsächlich verweisen amen und amin auf die gemeinsame semitische Sprachwurzel des Hebräischen und Arabischen und sind im Grunde identisch. Das »e« in Amen ist heute auf Deutsch kurz und offen, war aber in der altgriechischen Übersetzung ein Eta und wurde wie ein langes I ausgesprochen, also wie auf Englisch ameen. Hat das Wort auch dieselbe Bedeutung und Funktion in der jüdischen, christlichen und islamischen Tradition? Und in welchen Varianten taucht die Sprachwurzel a/e-m-n sonst noch auf? In allen drei Traditionen bildet »Amen« den Schluss-

punkt eines Gebetes, Segensspruches, eines Wunsches oder Anliegens, dessen Erfüllung man sich von Gott erhofft. Es hat somit die Funktion, diese Bitte oder Rede zu besiegeln. Gleichsam wie ein Brief geschlossen und versiegelt wird, bevor er entsandt wird, so wird vor der Übergabe des Anliegens an Gott das Amen gesprochen. Dieses Siegel schützt den Inhalt und wird mit dem ihm charakteristischen Stempel versehen, dem Stempel des sicheren Vertrauens, der intuitiven Gewissheit, der Emunah (hebr.) oder des Imān (arab.).

Die Begriffe werden allzu oft mit »Glauben« übersetzt. Das gibt aber den Kern der Bedeutung nicht adäquat wieder und wird im Deutschen schnell als »für wahr halten« missverstanden. Das Verb emuna/amuna bedeutet soviel wie fest verankert, zuverlässig sein, vertrauen oder auch Schutz gewähren. Wer sich Emunah/Imān aneignet, ist nicht nur Träger*in, sondern wird selbst Teil dieser vertrauensvollen, zuverlässigen Gewissheit und Sicherheit und gibt sich ihr auch hin.

Diese Bedeutungsfeld von »Amen« ist Judentum, Christentum und Islam gemeinsam, auch wenn es in der Bibel und im Koran in unterschiedlicher Funktion und unterschiedlichem Kontext verwendet wird. Im Koran kommt die Wurzel a-m-n mit ihren verschiedenen Wortbildungen 722mal vor. Häufig ist die Rede von »al-ladhīna yu'minūna«, von denen »die sicher glauben/vertrauen/sich gegenseitig beschützen«. Dann wird beschrieben, wie sich jene Menschen verhalten, z.B. von ihrem Vermögen spenden oder aufrichtig das Gebet verrichten. Im Koran wird diese Gruppe auch als al-Mu'minūn zusammengefasst und häufig mit »die Gläubigen« übersetzt. Doch auch Gott selbst bezeichnet sich im Koran (Sure 59, Vers 23) als »al-Mu'min« (sg.). Ob damit gemeint ist, dass Er-Der-Allseits-Schutz-Gewährende ist oder ob es viel mehr bedeutet, dass Gott genauso zuverlässig vertrauensvoll an Seine Schöpfung glaubt, wie die Schöpfung an Ihn glauben sollte, darüber mag man nachdenken oder es sich einfach wünschen und darüber Amen sprechen. ◆



FOTO: SRF/SPK/UM/DE

Saugwurm und Amen auf seltsamen Pfaden



Amira Hafner-Al Jabaji, ist Islam- und Medienwissenschaftlerin und freie Publizistin. Bis im Mai dieses Jahres war die Islam-Expertin Moderatorin bei der SRF-Sendung »Sternstunde Religion«. Seit 2011 ist sie Vorstandsmitglied des Interreligiösen Think Tanks.



FOTOS: GIAN RUDIN

Der Begleiter

Mit dem Jesuiten Wilfried Dettling hat das Lassalle-Haus einen neuen Bildungsleiter, der ignatianisch geerdet und zugleich Islam-Experte ist

Von Gian Rudin

Das *Lassalle-Haus* hat einen neuen Bildungsdirektor. In dessen Büro hängt ein in arabischer Kalligrafie niedergeschriebenes Zitat aus der Bergpredigt. Das Geschenk eines befreundeten Sufi-Scheichs. Wilfried Dettling SJ bringt einen reichhaltigen Erfahrungsschatz im Bereich der Erwachsenenbildung mit. Zu seinen früheren Wirkorten zählen das von den Jesuiten geführte und malerisch oberhalb der Elbe gelegene *Haus Hoheneichen* im Bistum Dresden-Meißen und das *Heinrich-Pesch-Haus* in Ludwigshafen, unweit des Zusammenflusses von Rhein und Neckar. Im *Lassalle-Haus* will Dettling das machen, wofür Jesuiten ein besonderes Charisma haben: Menschen begleiten, ohne sie zu bevormunden.

Zentral dabei ist der schillernde Begriff der Berufung. Dem An-Ruf Gottes darf die Ant-Wort des Menschen folgen. Der die Menschen suchende Gott zwingt diese nun aber nicht in eine eindimensionale Sackgasse, sondern legt Spuren in deren alltäglichem Leben. Diesen Spuren mit seiner eignen Kreativität und Freiheit zu folgen, entspricht der Berufung des Menschen gemäss dem ignatianischen Menschenbild. In diesem Sinne liesse sich ein solches Verständnis des spirituelle Weges

als experimentell charakterisieren. Durch Ausprobieren zu mehr Eigenverantwortung gelangen und auch Niederlagen und Einschnitte in der eigenen Biografie gewinnbringend anzuerkennen, das sind wichtige Leitplanken im Prozess der Selbstwerdung. Ganz im Geist der Exerzitien des Ignatius geht es um die Lebensgestaltung anhand des Leitmotivs einer verbindlichen Freiheit. Durch das Einbinden in einen ordnenden Rahmen gewinnt das menschliche Freiheitsstreben die benötigte Kontur und kann sich so ertragreich in die Gesellschaft einbringen. Freiheit ist demgemäss nicht deckungsgleich mit Beliebigkeit, sondern ein bewusster Umgang mit den eignen Potenzialen. Eine Person, die für Dettling eine Ansprache Gottes in sei-



Kalligrafie. Sie ist ein Zitat aus der Bergpredigt und ziert das Büro von Wilfried Dettling

» Ich möchte die Perspektive der Aleviten stärker einbinden

Wilfried Dettling

nem Leben war, ist der österreichische Jesuit Georg Sporschill, der durch sein vielfältiges Engagement mit Personen am Rand der Gesellschaft mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. Seine authentische Menschenfreundlichkeit hat ihm beim Erspüren der eignen Berufung wichtige Impulse gegeben.

Die Wertschätzung der Mannigfaltigkeit des Gegebenen ist dabei ein wichtiges Gebot. Diese Würdigung der geschöpflichen Vielfalt macht sich sodann in einem interreligiösen Feingefühl bemerkbar, welches der jesuitischen Haltung idealiter eingeschrieben ist. Wie Ignatius in seinen eigenen Worten bemerkt, sollen seine Gefährten alle verfügbaren Mittel einsetzen, um den Seelen beizustehen. Hier spricht sich laut Dettling eine eindruckliche Weltzugewandtheit aus.

Dettling bringt wertvolle interreligiöse Kompetenz mit ins *Lassalle-haus*. In Ludwigshafen wirkte er für zehn Jahre als Islambeauftragter. So hat er ein Auge für die Bandbreite der islamischen Religionslandschaft. Neben den Sunniten und Schiiten bilden gerade die Aleviten einen nicht zu vernachlässigenden Prozentsatz in verschiedenen Immigrationsgesellschaften. So hat Dettling in seiner Dissertation mittels Interviews das Selbstverständnis der in Deutschland lebenden anatolischen Aleviten zu eruieren versucht. Die Mitberücksichtigung der religiösen Innenperspektive und das Zu-Wort-Kommen-Lassen der Alevit*innen entspricht dem Geist des *Lassalle-Hauses*.

Der Schwerpunkt liegt nicht auf theoretischer Vermittlung von objektivem Religionswissen, sondern dem Gehen eines Weges nach Innen mit Hilfe der von den Religionen dazu zur Verfügung gestellten Mitteln. Ob nun die islamische Spiritualität mehr Gewicht erhalte, dazu wollte sich der neue Bildungsleiter des *Lassalle-Hauses* nicht konkret äussern. Jedenfalls will Dettling die Perspektive der alevitischen Religionsgemeinschaft gerade in ethischen Fragen stärker einbinden. Wer Wilfried Dettling persönlich erleben möchte, hat im *Lassalle-Haus* die Möglichkeit dazu. Beispielsweise bei einem Bibliolog-Kurs. ◆

Mehr Infos: lassalle-haus.org

Jenseits der Endlichkeit

Beim Bau einer Kirche wird alles aufs Wesentliche reduziert. Ein Gespräch mit dem vielfach ausgezeichneten Architekten Mario Botta, der davon träumt, ein Kloster zu entwerfen

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: Herr Botta, Sie haben kürzlich erklärt, wenn Sie könnten, dann würden Sie am liebsten nur noch Kirchen bauen. Warum?

Mario Botta: Weil mir scheint, dass in der Typologie der Kirchenbauten die tiefsten Gründe für die Architektur selbst liegen, die auf das Wesentliche reduziert

sind: die Schwerkraft, das Licht als Schöpfer des Raumes, die Schwelle als Bedingung für den Durchgang zwischen Innen und Aussen, die Wand als Grenze. Diese Aspekte eröffnen die Möglichkeit, sich Räume jenseits der Endlichkeit vorzustellen.

Hatten Sie zu Beginn Ihrer Tätigkeit als Architekt bereits im Hinterkopf, Kirchen zu bauen? Oder sind Ihnen die Aufträge für sakrale Bauten gleichsam zugefallen?

Mario Botta: Die Ideen des Lebens sind stärker als die des Architekten. Es ist das Leben, das die verschiedenen Arbeitsthemen bestimmt. Und so ist es stets die menschliche Gemeinschaft, die wahre Auftraggeberin in der Geschichte, die dich bittet, ein Haus, eine Schule, eine Bibliothek, ein Theater oder eben eine Kirche zu entwerfen.

Sie haben inzwischen fast ein Dutzend Kirchen gebaut. Wie kam es denn zu Ihrem ersten diesbezüglichen Auftrag?

Mario Botta: Als 1986 in dem Bergdorf Mogno im Tessiner Lavizarra-Tal die alte Barockkirche San Giovanni Battista aus dem 17. Jahrhundert von einer Schneelawine zerstört wurde, bat mich die Gemeinde, eine neue, moderne Kirche zu bauen. Die Kirche war ein zentrales Symbol des Dorfes. Ich bin dieser Bitte gerne nachgekommen und habe 1992 dann mit dem Bau begonnen.

Betrachtet man San Giovanni Battista und auch die anderen Kirchen und Kapellen, die Sie entworfen und gebaut haben, dann fallen die runden, zylinderartigen Formen auf. Warum bevorzugen Sie diesen runden Baustil, der sogar ein Bankgebäude in Basel auszeichnet?

Mario Botta: Ich bevorzuge platonische Festkörper, die eine starke Geometrie vermitteln. Sie ermöglichen eine klare und unmittelbare Wahrnehmung. Die Zylinder-Form ist ein Bild perfekter, rigoroser und rationaler Geometrie, die eine implizite Schönheit ausstrahlt. Meine Bauten entsprechen in ihrer kompakten Form vermutlich dem Bedürfnis des Menschen nach Geborgenheit, einem Gefühl, das in unserer Welt, in der der Alltag immer härter wird, wieder eine der wichtigsten Anforderungen an die Architektur ist.





San Giovanni Battista. Innenansichten in Mogno TI, erbaut von Architekt Mario Botta

Was wollen speziell Ihre sakralen Bauten zum Ausdruck bringen?

Mario Botta: Sie bringen die Notwendigkeit der Stille zum Ausdruck. Sakrale Gebäude, ob Kirchen, Kapellen oder Klöster, sind Orte der Erinnerung, die wir brauchen, um mit den Widersprüchen des täglichen Lebens umgehen zu können

Sie träumen auch davon, ein kleines Kloster zu bauen. Was verbindet Sie mit diesem Wunsch?

Mario Botta: Ein Kloster drückt ein Lebensmodell aus. Es erzählt von einem »idealen Ort«. Alles muss wesentlich sein: die Zelle, in der man schläft, der Garten, das Gemüsebeet, der Kreuzgang. Jeder Raum hat seine eigene Funktion: klar und einfach. Leben, Arbeit und Gebet (oder Meditation). Je schlichter die Elemente der Umgebung, desto leichter ergibt sich die Möglichkeit, in eine Sphäre jenseits der »Endlichkeit« einzutauchen. Dies architektonisch umzusetzen, reizt mich.

Was muss ein Architekt heute bedenken, wenn er den Auftrag für den Bau einer neuen Kirche erhält?

Mario Botta: Er sollte sicherstellen, dass das neue Bauwerk im Kontext der Umgebung seine eigene zentrale Bedeutung erlangt. Zudem muss auch die zeitgenössische Sprache eines modernen Kirchenbaus

die Kontinuität mit der »grossen Vergangenheit« wahren, abbilden und fortschreiben.

Inwiefern sind Ihre Auftraggeber am Entstehungsprozess eines Kirchengebäudes beteiligt? Lassen sie Ihnen in der Regel freie Hand bei der künstlerischen Gestaltung?

Mario Botta: Meine Kunden sind Bürger meiner Zeit. Jedes Mal müssen wir uns zusammen fragen: »Wie und was soll heute eine Kirche, ein Theater, ein Museum, eine Bibliothek sein?« Jeder historische Moment bringt unterschiedliche Bedeutungen und neue Interpretationen mit sich. Der »ideale« Kunde beteiligt sich, aber mit Mass, indem er mir, dem Architekten, einen freien Raum zuerkennt und zugesteht, der über den reinen Funktionsbereich hin-

ausreicht. Ich brauche immer auch einen Gestaltungsfreiraum.

Welche Ihrer Kirchen gefällt Ihnen denn persönlich am besten?

Mario Botta: Das nächste Projekt! Jede Konstruktion bringt auch eine neue Hoffnung mit sich. Jedes Projekt nährt das nächste.

Was war Ihre Motivation, überhaupt Architekt zu werden?

Mario Botta: Am Anfang war ich unsicher, ob ich Maler oder Fotograf werden sollte. Dann wuchs das Interesse an der Architektur. Alle drei Berufe arbeiten mit dem Bild. Als Kind schon hatten Bilder für mich eine grosse Anziehungskraft. So entstand eine Affinität zum Bild, und darum zeichnete ich viel. Schlussendlich entschied ich mich dann, Architekt zu werden.

Sind Sie ein religiöser Mensch?

Mario Botta: Meine Religiosität ist meine Arbeit. Arbeit ist für mich nicht nur Leidenschaft, sondern auch soziales Engagement und eine Form von Gebet. ◆

Übersetzung aus dem Italienischen:
Bettina Nesa

Das Gespräch erschien im Mai 2021 im
Publik-Forum Extra



Mario Botta (78) ist ein Schweizer Architekt. Er ist Professor und Direktor der Accademia di Architettura der Università della Svizzera italiana. Wegen seiner Verdienste um die Kirchenbaukunst wurde er 2013 von Papst Benedikt XVI. in die Päpstliche Akademie der Schönen Künste berufen. Er lebt in Mendrisio TI.

FOTO: EUROPA TV5



Walter Homolka, Mouhanad Khorchide

Umdenken! Wie Islam und Judentum unsere Gesellschaft besser machen.

Verlag Herder 2021
192 Seiten
ca. Fr. 25.00

Einheit in der Vielfalt

Das Verhältnis zwischen Islam und Judentum wird heute als angespannt, ja sogar verfeindet erachtet. Oft wird die Judenfeindlichkeit in den Medien mit dem islamischen Antisemitismus gleichgesetzt. Dies, so die gängige Meinung, sei bereits im Koran mit seinen antisemitischen Äusserungen festgehalten. Doch die beiden Religionen unterscheiden sich gar nicht so stark, wie oft angenommen.

In ihrem Buch »Umdenken! Wie Islam und Judentum unsere Gesellschaft besser machen« zeigen der Rabbiner und Theologe Walter Homolka und der islamische Theologe Mouhanad Khorchide auf, dass

der Islam näher mit dem Judentum verwandt ist als mit dem Christentum. Dass sich die beiden Religionen keineswegs widersprechen oder sich gegenseitig ausschliessen, zeigen die beiden Autoren anhand religiöser und historischer Bezüge auf. So berufe sich der Koran oft auf jüdische Erzählungen, welche die Verkündigung Mohammeds bestätigen sollen. Auch sei in der Geschichte dieser Geschwisterreligionen eine Solidarität zu beobachten, wie sie in der religionspluralistischen Gesellschaft von heute kaum mehr vorkomme.

Deshalb gelte es, sich auf diese Gemeinsamkeiten von Judentum und Islam zurückzubedenken und dieses Potential zu nutzen. Das Problem des islamischen Antisemitismus sei vielmehr in der islamischen Überlieferung der Konflikte zu suchen. Die entsprechenden Stellen müssten im Kontext der damaligen politischen und gesellschaftlichen Umstände interpretiert werden, so Mouhanad Khorchide.

Die beiden Autoren fordern eine Wertebestimmung sowie mehr Mut zur kritischen Auseinandersetzung mit dem politischen Islam, der Islamfeindlichkeit und auch mit dem Nahostkonflikt. »Wir brauchen diese

Reibungsflächen, um gemeinsam daran zu wachsen«, fordert Khorchide. Das Ziel sollte die Einheit in der Vielfalt sein, so wie es bereits der Koran in Vers 48 beschreibe: »Es ist gottgewollt, dass es unterschiedliche Wege zu ihm gibt, denn hätte Gott gewollt, er hätte euch zu einer einzigen Gemeinde gemacht.«

Rabbiner Homolka plädiert dafür, dass die Religionen ihren exklusiven Anspruch auf das Heil aufgeben – also die Überzeugung, die eigene Religion sei die einzig richtige und gültige. Stattdessen solle Raum geschaffen werden für den jüdisch-muslimischen Dialog und für religionsübergreifende Begegnungen. Dazu gehört auch die Bildung, denn wenn Kinder bereits in den Dimensionen »Einheit in der Vielfalt« zu denken lernen, wird dies zu einer Selbstverständlichkeit.

Genaueres Hinschauen lohnt sich, um eingefahrenen Klischees entgegenzuwirken, ebenso wie die (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit eigenen Denkmustern – dies gilt für alle kontrovers diskutierten Themen. Und genau dies fordert das Autorenduo in diesem lesenswerten Buch.

Stephanie Weiss

Unaufgeregt und liebevoll

Wie kommt es, dass eine israelische TV-Serie über eine ultraorthodoxe Grossfamilie in Jerusalem die Zuschauer in zahlreichen Ländern in den Bann zieht und sich vom Geheimtipp zum Überraschungserfolg entwickelt hat? Die Resonanz, welche die Geschichten rund um die namensgebende Familie Shtisel erzeugen, überrascht nur auf den ersten Blick. Bereits nach wenigen Folgen ist man als Zuschauerin dem Charme dieser Serie erlegen, was nicht nur an der grossartigen schauspielerischen Leistung der Darsteller und den dramatischen Wendungen im Leben der von ihnen verkörperten Figuren liegt.

»Shtisel« besticht durch eine herausragende visuelle Qualität, wobei die Macher nie der Versuchung erliegen, das ultraorthodoxe Milieu, vor dessen Hintergrund sich alles abspielt, zu ästhetisieren. Das in den letzten Jahren kontinuierlich gewachsene und nicht zuletzt durch das Buch »Unorthodox« und dessen Verfilmung (vgl. Nr. 248, S. 60) befeuerte Interesse der europäischen und amerikanischen Mehr-

heitsgesellschaft am jüdisch-orthodoxen Milieu dürfte ebenfalls eine Rolle spielen. Dabei liegt eine der grössten Stärken von »Shtisel« gerade darin, den im besagten



Shtisel, eine Familiengeschichte, gilt als herausragende Serie aus dem ultraorthodoxen Milieu Jerusalems und ist auf Netflix zugänglich

Interesse mitschwingenden Voyeurismus in keiner Weise zu bedienen, sondern klischeierte Vorstellungen vielmehr zu unterlaufen. Die vielschichtig gezeichneten Familienmitglieder sind mit genau denselben Themen und Problemen konfrontiert wie Menschen in einer säkularen Umgebung: Es geht um Liebe und Betrug, um Streitigkeiten und Verzeihen, um Familienbande und Familienbrüche.

Ein besonderer Reiz der Serie liegt darin, dass zwar die dargestellte Lebenswelt eine so ganz andere, fremde ist, dass aber gleichzeitig universelle, existenzielle Themen verhandelt werden, und dies auf eine äusserst liebevolle, unaufgeregte Weise. Gerade auch das religiöse Leben der Protagonisten wird sehr würdig gezeigt; Fragen werden aufgeworfen, aber nicht als Kontroverse, sondern subtil und voller Humor.

All diese Qualitäten blieben nicht unbeachtet: Mittlerweile hat Hollywood Interesse bekundet und ein in New York angesiedeltes Remake der Serie ist in Planung.

Mirjam Läubli

Die Aare – ein bedrohtes Paradies

Die Bewahrung der Schöpfung ist ein gemeinsames Anliegen aller Kirchen – egal welcher Konfession. Am 1. September laden die *oeku Kirchen für die Umwelt* zu einer ökumenischen Schöpfungsfeier ein. In diesem Jahr steht als Themenschwerpunkt ein besonderes Gewässer im Fokus: die Aare, deren Wasserkraft die Berner Bevölkerung jahrhundertlang wirtschaftlich genutzt hat und die heute ein beliebter Naherholungsraum für die Bernerinnen und Berner bietet – insbesondere an heißen Sommertagen. Doch wie steht es um unsere beliebten Gewässer in Zeiten des Klimawandels? Die globale Erwärmung wirkt sich auch auf den Lebensraum von Menschen und Tieren entlang der Aare aus. Lange Phasen extremer Trockenheit und Gewitterstürme mit Überschwemmungen setzen auch den Flüsse zu. Was können wir dazu beitragen, um die Folgen des Klimawandels abzuschwächen und unsere so wertvollen Lebensadern zu erhalten? All diesen Fragen soll am 1. September im Rahmen einer ökumenischen Feier in der christkatholischen Kirche in Bern nachgegangen werden. Bernhard Gyger, Geschäftsführer *Wasserverbund Region Bern*, wird als Gast über das Thema referieren.



BILD: STEPHANIE WEISS

Die Aareschlucht, ein eindrückliches Naturerlebnis

Musikalisch wird die Feier von Sandór Bajnai (Orgel) und Rahel Kohler (Saxophon) mitgestaltet. Im Anschluss sind die Teilnehmenden zu einem nachhaltigen Apéro eingeladen.

Der Schöpfungstag findet am Mittwoch, 1. September 2021, um 18.30 in der christkatholischen Kirche St. Peter und Paul an der Rathausgasse 2, 3011 Bern statt. Weitere Informationen: oeku.ch **Stephanie Weiss**

leg öffentlich gemacht hatte, ist klar, dass es nicht länger um eine »institutionennarzisstische Perspektive« gehen kann, sondern »um eine Blickwende um 180 Grad«, um einen neuen »Notenschlüssel vor Text und Melodie der Aufarbeitung«. Nicht mehr die Wiedergewinnung der Glaubwürdigkeit müsse für die Kirche im Zentrum stehen, sondern »Gerechtigkeit für die Betroffenen«. Das sei die Konsequenz aus dem Gebot der Nächstenliebe. Gerechtigkeit für die Betroffenen heisst, dass die Betroffenen beteiligt werden müssen an einer unabhängigen Aufarbeitung des Missbrauchs. Um dies zu erreichen, plädiert Mertes für das angelsächsische Modell. «Es sieht den Staat in der Pflicht.» Eine nicht-kirchliche Kommission wäre nötig, die auch andere gesellschaftliche Felder wie etwa Sport oder Schule in den Blick nehmen kann. Die Kirche allerdings müsste den Staat mandatieren. «Es würde reichen, wenn die Kirche vorschritte bei den Bemühungen, eine wirklich unabhängige Aufarbeitung auch in Bezug auf sich selbst und das eigene institutionelle Versagen zu ermöglichen.» Das 80seitige Buch ist uneingeschränkt empfehlenswert.

Wolf Südbeck-Baur



Klaus Mertes
Den Kreislauf des Scheiterns durchbrechen
Patmos-Verlag,
Ostfildern 2021

Uneingeschränkt empfehlenswert

Seit 2010 sind alle Versuche, den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche aufzuarbeiten, gescheitert. Die Kölner Krise um Kardinal Rainer Maria Woelki hat es der Öffentlichkeit eben erst wieder vor Augen geführt. Der Verlust der Glaubwürdigkeit der Kirche ist besorgniserregend – auch für alle, »die davon überzeugt sind, dass eine dauerhafte Schwächung der Kirche kein konstruktiver Beitrag für eine humane Gesellschaft ist«, stellt der Jesuit Klaus Mertes als Ausgangspunkt seiner differenzierten Überlegungen fest. Für Mertes, der 2010 den Missbrauch am Berliner Canisius-Kol-



► Wem gehört die Kirche eigentlich?

Daniel Bogner analysiert die Gründe für den verschleppten aufbruch in der Kirche und zeigt auf, wie verlorenes Vertrauen wiedergewonnen werden könnte und die Kirche den Anschluss an die Moderne schaffen könnte. 30. August, 17.00–18.45 Uhr, Josefsaal St. Martin, Ringstrasse 38 in Olten. www.tagsatzung.ch

► **Versöhnung und Vergebung.** Versöhnungs- und Vergebungsprozesse haben mit Wollen zu tun und bleiben doch angewiesen auf Hilfe von ausserhalb oder auf Impulse von zutiefst innen. Was bei diesem Prozess geschieht, ist Wandlung. In diesem Seminar wird in Theorieblöcken das Thema aus psychotherapeutischer und theologischer Perspektive sowie aus der praktischen Erfahrung der Palliative Care beleuchtet. Klangreisen und nonverbale Elemente bewirken eine emotionale und sensitive Vertiefung. 1. bis 3. September 2021 im Lassalle Haus in Edlibach. www.lassalle-haus.org

► Flucht über die Berge nach Frankreich.

Paul Braun vom europäischen Bürger*innenforum erzählt im Rahmen der Politischen Abendgottesdienste von seinen Einsätzen an der Grenze in Briançon. 10. September von 17.45–18.15 im Lavatersaal St. Peter (St. Peterhofstatt 6) in Zürich. www.politischegottesdienste.ch

► **Der Weg zum Glück** Die Veranstaltungsreihe im Kunstmuseum Bern und im Zentrum Paul Klee lädt ein zum Dialog zwischen Religion und Kunst. Am 19. September führen Jan Straub (Christkatholische Kirche Bern) und Urte Krass (Institut für Kunstgeschichte, Universität Bern) durch die Ausstellung »Der Weg zum Glück«, welche die Berner Kebes-Tafel und Bilderwelten des Barock zeigt. 19. September, 15.00–16.00 Uhr, im Kunstmuseum Bern. www.kunstmuseumbern.ch

► **Die Besichtigung der Liebe.** Ein Leben ohne Liebe ist unvorstellbar. Wir lieben immer im Kontext von kulturell geprägten Modellen, unter sozialen und psychologischen Bedingungen. Kann man aber »aufgeklärt« lieben? Lässt sich das Versprechen der Liebe, unserem Alltag Sinn zu verleihen, ohne dass sie selbst alltäglich wird, retten? Im Seminar »Die Besichtigung der Liebe – ein kritischer Reisebericht« führt Jean-Pierre Wils, Professor für Philosophische Ethik und Kulturphilosophie an der Radboud Universität Nijmegen, durch dieses komplexe Thema. 25. September, 9.30–17.00 Uhr im Haus der Stiftung »Dialog Ethik« in Zürich. www.dialog-ethik.ch



FOTO: UNIVERSAL IMAGES GROUP / GETTY IMAGES, CHRISTIE'S IMAGES

Echt jetzt?

Falls die Frau auf dem Bild wirklich Lisa ist, beruht der Name Mona Lisa laut Wikipedia auf einem Schreibfehler: Mona leitet sich von der italienischen Kurzform Monna für Madonna ab und ist demnach also kein Vorname, sondern ein Titel, mit dem Lisa del Giocondo als verheiratete Frau angedredet wurde.

Das eine Bild ist eine Kopie und wurde bei Christie's in Paris für 2.9 Millionen Euro versteigert. Das andere ist von Leonardo da Vinci, hängt im Louvre und ist unverkäuflich. Die Kopie stammt aus der Zeit zu Beginn des 17. Jahrhunderts – der Maler ist nicht bekannt.

Das Bild, das im Louvre hängt, wurde einmal gestohlen, blieb zwei Jahre verschollen und ist unter dubiosen Umständen wieder aufgetaucht.

Zur leeren Stelle an der Wand, die der Dieb hinterlassen hatte, pilgerten viele Menschen, um die Lücke anzustarren. Was sie wohl gesehen haben?

Der Kunstsammler Hekking, dem die Kopie gehörte, war zeitlebens überzeugt, bei der Mona Lisa im Pariser Louvre handle es sich in Wahrheit um eine Kopie und er sei im Besitz des Originals.

Die eine Lisa lächelt mit Mund und Augen. Die andere lächelt zurückhaltender. Ihr Blick ist nachdenklicher. Beide wissen um ein Geheimnis. Die eine scheint das Geheimnis zu genießen, die andere das Wissen eher zu ernüchtern.

Als ich im Louvre zum letzten Mal das überraschend kleine Bild gesehen hatte, stand neben dem Bild eine Frau vom Museumspersonal. Sie sah der Mona Lisa so unglaublich ähnlich, dass ich sie fassungslos anstarrte. Sie hatte die gleiche Frisur und das gleiche unergründliche Lächeln. Echt jetzt!

Urs Schaub, Regisseur und Schriftsteller



Die Evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich hat eine bereits 175-jährige Geschichte. Sie hat im 19. Jahrhundert massgeblich zur Gründung evangelischer Schulen beigetragen und Institutionen im Pflege- und Sozialbereich hervorgebracht: vom »Diakoniewerk Neumünster« über die »Herberge zur Heimat« in Zürich bis zur »Dargebotenen Hand«. Heute führt die Stiftung diakonische Zweigwerke und den öffentlichen Diskurs zu theologischen und gesellschaftspolitischen Grundsatzfragen. Die Finanzierung erfolgt über das Stiftungsvermögen und die Immobilienbewirtschaftung, über Leistungsaufträge, Beiträge und Spenden. Wir suchen auf 1. Januar 2022 oder nach Vereinbarung eine

Geschäftsführung (80% –100%)

Ihre Aufgabe | Sie leiten das operative Geschäft der Stiftung mit sozialer Kompetenz und nach wirtschaftlichen Grundsätzen. Sie unterstützen den Stiftungsrat in strategischen Fragen und bei inhaltlichen Positionierungen. Schwerpunkte sind:

- operative Führung der Stiftung mit ihren Arbeitszweigen
- Führung des Teams der Geschäftsstelle (Bildungsarbeit, diakonische Projekte, Finanzen, Liegenschaften)
- Unterstützung des Stiftungsrates
- Weiterentwicklung der bestehenden diakonischen Aufgaben und Engagements
- Entwicklung und Lancierung neuer Projekte bei Bedarf
- Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit.

Ihr Profil | Sie sind eine initiative, kontaktfreudige und verlässliche Persönlichkeit. Sie übernehmen Verantwortung und arbeiten selbstständig. Sie pflegen einen motivierenden Umgang. Sie identifizieren sich mit dem evangelischen Auftrag der Stiftung. Ihnen liegen soziale und ethische Fragen am Herzen. Sie sind sich verhandlungsgewandt im Umgang mit unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen. Sie lieben das Netzwerken und engagieren sich für eine profilierte Weiterentwicklung der Stiftung. Sie verfügen über einen (Fach-)Hochschulabschluss oder Vergleichbares. Sie sind durch Ausbildung oder Erfahrung affin zum sozialen oder zum Bildungsbereich. Sie haben Führungserfahrung und sind vertraut mit dem Finanzwesen und der Immobilienbewirtschaftung.

Unser Angebot | Wir bieten Ihnen eine vielseitige Kaderstelle. Ein erfahrenes und kompetentes Team unterstützt Sie. Ein gut aufgestellter Stiftungsrat begleitet Sie. Ihr Büro liegt in Fussdistanz zum Hauptbahnhof Zürich. Ihre Bewerbungsunterlagen erwarten wir in einem einzigen PDF-Dokument bis zum 31. August 2021. Senden Sie es mit dem Betreff »Geschäftsführung« an info@stiftung-eg.ch.

Bei Fragen wenden Sie sich gerne an die Präsidentin des Stiftungsrates, Frau Irene Gysel (044 715 52 55 und irene.gysel@bluewin.ch) oder an die jetzige Geschäftsführerin, Frau Dr. Friederike Rass (044 260 90 20 und friederike.rass@stiftung-eg.ch).

Baselstrasse 58, Postfach, 4502 Solothurn

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 4000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religionen und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel),
Dr. Stephanie Weiss (Binningen)

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; **Redaktion Binningen:** Bruderholzstrasse 11, 4102 Binningen E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich); Gian Rudin (Aarburg), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Olten); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch,
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **13. September 2021**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.-;
Förderabo: Fr. 116.-; Kombiabo: Fr. 172.-;
2-Jahresabo normal: Fr. 176.-; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.- Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religionen und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.-; Förderabo € 97.-; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75); Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78
abo@aufbruch.ch

**Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 9. September 2021
sie erscheint am 29. September 2021**

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
- Jahresabo Fr. 96.-
 - Förderabo Fr. 116.-
 - 2-Jahresabo normal Fr. 176.-
 - 2-Jahresabo Förder Fr. 216.-
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum:
Jahresabonnement Fr. 172.-
(Studierende Fr. 120.-)

Absender: _____

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78
E-Mail: abo@aufbruch.ch

SCHLUSSBLÜTE

» Nur der Mut, anders zu leben, macht uns wieder lebendig.

Kurt Marti, Pfarrer und Schriftsteller (1921–2017)

